

Ikone des Trübsinns: Julie Burchill über Billie Eilish

Nummer 19 – 12. Mai 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Ich bin die Wahrheit

ETH-Professor Reto Knuttis Kreuzzug für das Klima.

Beat Gygi

«Stoppt das Chaos»

Frankreichs Protest-General Dominique Delawarde spricht mit *Urs Gehrig*

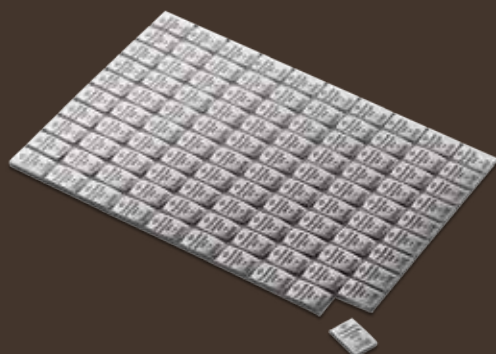
Schwarzmalerei und Spassbremsen

Die schlechtestgelaunten Journalisten der Schweiz.

Kurt W. Zimmermann

Meine Niere gehört mir
Beat Gygi über die
Ökonomie der
Organspende

4 197407 006904 19



GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6'000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle unsere Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10
Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00





WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Die Guten, die Bösen und die Grünen

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Politik ist der ewige Kampf für die Freiheit. Ich gegen das Kollektiv, ich gegen den Staat.

Daran hat sich nichts geändert, seit der erste moderne Mensch aus seiner Höhle kroch.

Freiheit heisst, dass mich der Staat möglichst in Ruhe lässt. Nicht die Gemeinschaft befiehlt. Ich gestalte mein Leben selber, ohne anderen zu schaden.

Dafür haben die Menschen jahrtausendlang gekämpft. Und die heutige freie Welt hat alle Angriffe der unfreien Welt erfolgreich überstanden.

Freiheit ist wunderbar. Sie bringt aber auch Lasten. Ohne Eigenverantwortung gibt es keine richtige Freiheit.

Freiheit ohne Eigenverantwortung ist Hippie-Freiheit. Oder das Faustrecht des Stärkeren. Die Plünderung, Versklavung und Ermordung der Schwächeren.

Den Staat gibt es nur, weil die Menschen, anders als Rousseau träumte, nicht gut sind. Der Mensch ist schlecht. Darum braucht es den Staat.

Der Mensch aber ist auch eitel. Er hat es gar nicht gern, wenn man ihm sagt, er sei schlecht. Er hält sich für gut. Vor allem dann, wenn er Schlechtes tut.

Womit wir beim Problem des Bösen wären. Das Böse ist das überschüssende Gute. Das Böse ist der durch nichts im Zaum gehaltene Drang des Menschen, gut zu sein.

Auf die allerhöchsten Ideale beriefen sich die Bösesten der Bösen.

Die deutschen Nationalsozialisten wollten die Erde von «niederen Rassen» reinigen. Die russischen International-Sozialisten wollten die Erde von den Reichen reinigen.

Beide Ideologien stützten sich auf die Wissen-

schaft. Beiden Ideologien ging es um die Rettung der Menschheit. Deshalb zählte für sie ein einzelnes Menschenleben nicht.

Beide Ideologien hatten Gott für tot erklärt.

Das logisch zwingende Resultat dieser sozialistischen, menschengemachten, gottbefreiten «Weltbeglückung» (Hermann Lübbe): Weit über hundert Millionen Tote innert hundert Jahren.

Zwingend war das Horror-Resultat, weil Ideologien, die das Kollektiv über den Menschen

Die grünen Heilsversprecher sind die säkularen Taliban in einem von Gott befreiten Christentum.

stellen, immer damit enden, dass Menschen ihre Existenz verlieren.

Wer sich also mit dem Bösen in der Geschichte auseinandersetzen will, muss sich zuerst mit seinem Ursprung befassen: dem Guten.

Die Bösen, die einfach nur böse sind, sind ein polizeiliches Problem.

Die Guten, die durch nichts aufzuhalten sind, sind ein politisches Problem.

Sie sind viel gefährlicher als die offensichtlichen Bösen.

Das ist der Grund, warum ich vor den Grünen warne.

Die Grünen haben alles, was es braucht, um Unheil anzurichten.

Sie wollen die Welt retten. Sie besitzen die Wahrheit. Sie sind beliebt.

Die Grünen sind die Guten. Also sind alle, die gegen die Grünen sind, die Bösen.

Mit den Bösen diskutiert man nicht. Man ignoriert sie. Oder man schmeisst sie raus.

Die Grünen sind die Hoffnung unseres schlechten Gewissens.

Sie stehen für die unstillbare Sehnsucht nach dem guten Menschen.

Darum ist die grüne Sprache Erlösungssprache.

Die Grünen stehen für eine neue Politik, für eine neue Zeit, für eine neue Menschheit.

Alles, was dem Neuen im Weg steht, kann, darf, muss weggeholt werden.

Ich bin grün, also bin ich.

Die grüne Menschheitsreinigung ist in vollem Gang.

Auch die Grünen fühlen sich berufen, den Erdball umzupflügen.

Nichts kann sie stoppen.

Traditionen, die Weisheit der Jahrhunderte?

Geronnene Irrtümer, alles weg!

Wohlstand?

Pures CO₂, die Wurzel allen Übels!

Die Neuerfinder der Welt haben aus der Geschichte aber etwas Wichtiges gelernt.

Wer den Leuten den Weltuntergang einredet, gewinnt.

Und den Jackpot holt, wer sich als Retter vor dem Untergang verkauft.

Die grünen Evangelisten sind ein religiöses Phänomen.

Sie sind die säkularen Taliban in einem von Gott befreiten Christentum.

Sie bedrohen alles, worauf unsere Zivilisation beruht:

Freiheit, Eigentum, Meinungsvielfalt, Marktwirtschaft, Demokratie, Rechtsstaat.

Lebensfreude.

Hütet euch vor den Guten. Hütet euch vor den Grünen. R. K.

Aufstand der Generäle, Bill und Melinda Gates, Boris Palmer, übellaunige Journalisten, freiwillig auf der Intensivstation

In Frankreich sorgt ein «offener Brief» von ehemaligen Generälen für hitzige Diskussionen. Sie warnen vor einem Bürgerkrieg und fordern die Regierung Macron zu einem entschlossenen Vorgehen gegen die grassierende Islamisierung sowie zur Wiederherstellung der Sicherheit im Land auf. Urs Gehrig hat mit einem der Initianten über Motive und Ziele der Aktion gesprochen. «In Frankreich gibt es 738 gesetzlose Zonen, und jeden Tag kommt eine neue Zone hinzu», sagt General Dominique Delawarde. Er weist Putschabsichten zurück und macht geltend, dass die vorgebrachten Sorgen Unterstützung in allen Gesellschaftsschichten und Parteien fänden. Kurz vor Redaktionsschluss wurde ein zweiter Warnbrief veröffentlicht. Diesmal sind die Initianten aktive Mitglieder der Armee. **Seite 22**

Bill und Melinda Gates haben sich getrennt, ohne dass gross Sentimentalität aufgekommen ist. Das Ganze wurde so angekündigt, wie das zwei Firmen tun, wenn sie eine Zusammenarbeit beenden. Das Geschäftliche hat tatsächlich grosses Gewicht, denn dahinter steckt die gemeinsame Stiftung der vormaligen Eheleute, die sie als Marke gemeinsam gepflegt haben. Wie ergeht es jetzt den einzelnen Personen in der neuen Phase? Wir haben den Ökonomeprofessor Mathias Binswanger gefragt, wie die beiden Positionen aus dieser Sicht zu bewerten sind. Er kommt zu einem eindeutigen Schluss: Das Modell Ehefrau ist vom Gesamtertrag her vorteilhaft. **Seite 25**

Mitten hinein in die Halbzeitpause des Fussballkrimis zwischen Borussia Dortmund und RB Leipzig kam bei unserem Autor Matthias Matussek die Eilmeldung an, dass die Grünen ihren populären und in der Corona-Krise bundesweit als besonnen gerühmten Oberbürgermeister Boris Palmer aus der Partei werfen wollen. Sein Vergehen? Eine Bemerkung auf Facebook, die als rassistisch gewertet wurde. Palmer, der sich gegen ein «Jakobinertum der politischen

Korrektheit» wehrt, das «gerne mal Existenzen vernichtet», hatte einen Macho-Spruch des schwarzen Fussballers Dennis Aogo über dessen «dicken Negerschwanz» ironisch weitergereicht. Und er weigert sich, das stalinistische Ritual von Reue und Selbstkritik zu absolvieren. Rechtzeitig im Wahljahr machen die Grünen so Schluss mit Spass und zeigen ihr Unterfutter als kommunistische Kaderpartei, in der die Meinungsfreiheit nicht viel gilt. **Seite 29**

Krisen, wie man weiss, bringen das Beste und das Schlechteste aus den Menschen hervor. Das Beste sind frohgemuter Optimismus und Zuversicht, das Schlechteste larmoyantes Gejammer und Resignation. In den Medien dominiert die Variante zwei, die Variante der Panikmache und Schwarzmalerei. Kurt W. Zimmermann nennt die zehn Journalisten des Landes, die es in dieser Disziplin zur Meisterschaft gebracht haben. **Seite 30**

Dass er seine Blutstammzellen spenden konnte, grenzt an einen Sechser im Lotto, an ein Wunder: Vor Jahren entschied Alessandro Battaglia, 29, sich ins Register des Roten Kreuzes eintragen zu lassen. Die verschwindend kleine Wahrscheinlichkeit, dass die Gen-Merkmale von einem schwerwiegend an Leukämie erkrankten Menschen und einem möglichen Spender auf dieser Welt übereinstimmen, traf ein. Der *Weltwoche* erzählt Battaglia, wie er freiwillig seine Gesundheit riskierte, um mit seinen frischen Blutstammzellen einem Unbekannten das Leben zu retten. **Seite 34** *Ihre Weltwoche*

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
 Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

GLENCORE

***Vom antiken
Werkzeug***



***zur
Technologie
der Zukunft.***

Kupfer ist seit der Bronzezeit unerlässlich für den technischen Fortschritt. Heute weist uns das Metall den Weg in ein neues Zeitalter mit erneuerbaren Energien. Doch wie können wir es so bereitstellen, dass wir die Zukunft schützen, die wir mit ihm bauen?

Glencore.ch/erstaunliche-rohstoffe





Prophet: Reto Knutti. Seite 16



Warnung: General Delarwarde. Seite 22



Deportainment: Billie Eilish. Seite 42

DIESE WOCHE

- 5 Editorial: Die Grünen
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Schlechtester Staatsanwalt der Schweiz
- 11 Peter Rothenbühler über Melania Trump
- 12 Tagebuch Stefanie Heinzmann
- 14 Bern Bundeshaus
Showdown mit Tiana Moser
- 15 Blick in die Zeit
Wie freisinnig ist die AfD?
- 16 Ich bin die Wahrheit
ETH-Physiker Reto Knutti
- 19 Personenkontrolle
- 19 Organspende
Grünliberale Innereien
- 20 Mörgeli
Für wie dumm hält uns Sommaruga?
- 20 Bolsonaro wars!
Hysterie um den Brasil-Präsidenten
- 19 Peter Bodenmann
Mamma mia Kronig
- 22 «Stoppt das Chaos»
Ein französischer Protest-General spricht
- 24 Methusalem-Komplott Wie Blocher und Schlüter das Rahmenabkommen bodigten
- 25 Bill und Melinda Gates
Geschäftsmodell Ehe
- 26 Die Blindflieger
Schadensbilanz der Corona-Task-Force
- 28 Ausländer am Steuer, ungeheuer
Risiken des Schweizer Privatverkehrs
- 29 Affäre um Boris Palmer
Revue des deutschen Psycho-Theaters
- 30 Schwarzmaler und Spassbremsen
Schlecht gelaunte Journalisten

- 32 Zweimal auf dem Everest
Warum der höchste Berg fasziniert
- 33 Kurt W. Zimmermann
Die NZZ und das Rahmenabkommen
- 34 Freiwillig auf der Intensivstation
Eine unglaubliche Geschichte
- 36 Schwarz und konservativ
Amy Holmes über sich und Amerika
- 37 Wollenbergers letzter Streich
Bizzarrer Rechtsstreit führt zu Comeback
- 38 Lehrling überholt Lehrmeister
Schweiz von Singapur abgehängt
- 40 Inside Washington
- 40 Ferngesteuerter Schmetterling
Die Drohne der Zukunft
- 41 Eine Frage der Moral: Transgender
- 42 Billie Eilish
Ikone des Trübsinns
- 44 Das war schon souverän
Wie der EVZ Eishockey-Meister wurde
- 45 Henryk M. Broder
Deutscher trifft auf jüdischen Humor
- 46 Abbé Bovets abenteuerliches Leben
Der schillernde Priester-Barde
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe
Nick Kamen, Bo
- 50 Beat Gygi
Meine Niere gehört mir

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Brandbeschleuniger des Wissens
Anthologie der Renaissance

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Heile Welt aus «Turkeywood»
Türkische TV-Serien
- 60 Klassik Franco Corelli
- 61 Film «Druk»
- 61 Alben für die Ewigkeit
The Beatles: The White Album
- 62 Pop Udo Lindenberg
- 63 Rap Lil Bruzy
- 63 Jazz Fred Hersch

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Kaffee mit ...
Florian Schmidt-Gabain
- 72 Cancel Culture bei Playmobil
Claude Cueni über korrektes Spielzeug
- 74 Tamara Wernli
Programmierte Diskriminierung



«Geis Axemen Club», Aigle VD

Gewinnt
Fr. 65 000.-
für eure Vereine
volg.ch/win

Aus Liebe zum Dorf und all seinen Vereinen.

Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden.
Und darum unterstützt Volg Dorfvereine mit einem Wettbewerb.
Zu gewinnen gibt es 7 Jurypreise im Wert von je 5000 Franken und
3 Publikumspreise im Wert von je 10 000 Franken. Jetzt mitmachen,
Vereinsfoto hochladen, abstimmen und gewinnen auf volg.ch/win

Volg
frisch und fründlich

Schlechtester Staatsanwalt der Schweiz

Stefan Keller untersucht das Treffen zwischen Ex-Bundesanwalt Lauber und Fifa-Infantino. Der SP-Jurist wurde von einer linken Seilschaft und Andrea Caroni (FDP) ins Amt gehievt.

Christoph Mörgeli

Stefan Keller hat alle Eigenschaften, die ihn für seine Sonderermittlungen gegen Ex-Bundesanwalt Michael Lauber und weitere Verdächtige ungeeignet machen: Er ist geltungssüchtig, unterbeschäftigt und fachlich angreifbar. Jetzt hat das Bundesstrafgericht dem «ausserordentlichen Bundesanwalt» verboten, weiterhin wegen nicht protokollierter Treffen gegen Fifa-Chef Gianni Infantino zu ermitteln. Denn Stefan Keller habe sich «unzutreffend», «irreführend» und «tatsachenwidrig» über Infantino geäussert. Im Klartext: Er hat vorverurteilt und gelogen.

Von Anfang an erwies sich dieser Sonderermittler als Fehlbesetzung. Dabei sah sich der Obwaldner Obergerichtspräsident im Spätsommer 2020 plötzlich im Scheinwerferlicht der ganzen Welt stehen. Stefan Keller spreizte sich auf seiner Homepage wie ein Pfau und plauderte über laufende Verfahren («Es gibt deutliche Anzeichen für ein strafbares Verhalten»). In der Zeitschrift *Plädoyer* liess sich der 44-Jährige als «Aufräumer» feiern, als machtloser David, der gegen den Goliath Weltfussballverband antreten müsse. Wahr ist das Gegenteil: Hinter Keller steht die geballte Staatsmacht, der Fifa-Präsident ist die hilflose Geisel eines voreingenommenen Ermittlers.

Bedenken in der Gerichtskommission

Gianni Infantino wird in der Strafuntersuchung an den früheren Staatsanwalt Lauber gekettet wie ein siamesischer Zwilling. Dabei hatte der Fifa-Chef weder eine Protokollierungspflicht noch irgendeinen Grund, den obersten Schweizer Strafverfolger nicht zu treffen. Infantino weiss nicht, wer eine Strafanzeige gegen ihn eingereicht hat, und er wurde von Keller noch kein einziges Mal befragt. Durch das Personal der Schweizer Strafverfolgung und deren Aufsicht wurde bislang nichts als ein riesiger Scherbenhaufen produziert. Am schlimmsten trifft's die Fifa, die unverschuldet in den Absetzungstrudel um Ex-Bundesanwalt Lauber hineingeriet und aus den globalen Negativschlagzeilen nicht mehr herauskommt. Soll der wichtigste Verband der Welt mit seinen tau-



«Aufräumer»: Sonderermittler Keller.

send Arbeitsplätzen in Zürich unbedingt aus der Schweiz vertrieben werden?

Der ausserordentliche Staatsanwalt Stefan Keller ist in Obwalden nur im Halbamt angestellt. Er wird nach Abschluss dieses Mandats – für das ihm ein grosszügiges Budget einer halben Million Steuerfranken zur Verfügung steht – wieder in die Sarner Schattenexistenz seines 55-Prozent-Pensums zurückgestossen. Da er im Stundenlohn arbeitet, fehlt ihm jeder Anreiz, zügig voranzukommen. Wie konnte es nur zur Wahl dieses Mannes kommen, den das Bundesstrafgericht mittlerweile teilentmachten musste? Vertrauliche Dokumente zeigen: Stefan Keller wurde der parlamentarischen Gerichtskommission von der Aufsichtskommission über die Bundesanwaltschaft empfohlen. Die entscheidende Rolle spielte dabei deren Präsident Hanspeter Uster (Sozialistisch-Grüne Alternative), Michael Laubers Intimfeind, der mit SP-Mitglied Stefan Keller unbedingt einen Linken als ausserordentlichen Strafverfolger durchdrücken wollte. Vergeblich hatte zuvor Infantinos Anwalt die Geschäftsprüfungskommission schriftlich vor Kellers Unerfahrenheit bei Strafuntersuchungen gewarnt.

Die Gerichtskommission hatte die Personalle eines ausserordentlichen Bundesanwalts am 26. August 2020 erst auf 18.15 Uhr traktandiert. Matthias Aebischer (SP) äusserte Bedenken

gegen den einzigen Kandidaten: «Wir sind weit davon entfernt, Herrn Keller auf Herz und Nieren geprüft zu haben.» Beat Flach (GLP) fand, die Qualität der empfehlenden Aufsichtsbehörde unter Hanspeter Uster sei «nicht über alle Zweifel erhaben». Der Vorschlag Kellers erfolge im Wissen, dass «unsere Abklärungen sehr oberflächlich waren». Doch Präsident Andrea Caroni (FDP) setzte mit aller Macht auf Keller, verbarg sich aber zugleich hinter dem Rücken des Aufsichtsgremiums: «Ich sehe die Wahlempfehlung der Kommission für Herrn Keller eher als Bestätigung und weniger als eigenständigen Entscheid.» Auch Susanne Vincenz-Stauffacher (FDP) wollte lieber das Gesicht wahren, statt ihre Verantwortung wahrzunehmen: «Alles andere als eine Wahlempfehlung für Herrn Keller hätte Konsequenzen, die weit schlimmer wären als die Wahl einer allenfalls nicht perfekten Person.»

Flammendes Votum von Caroni

So beschloss die Gerichtskommission unter fast völliger Abwesenheit von CVP und SVP, Stefan Keller als ausserordentlichen Bundesanwalt gegen Michael Lauber und allfällige Mittäter wegen Verdachts auf Amtsmissbrauch zu empfehlen. Am 23. September 2020 wählte die Vereinigte Bundesversammlung Keller nach einem flammenden Votum des Präsidenten der Gerichtskommission, Andrea Caroni, ins neue Amt. Dass die Verteidigung von Gianni Infantino Kellers Eignung in Frage stellte, sei «wahrscheinlich als Wahlempfehlung zu werten». Auch diese vorverurteilende Aussage des Juristen Caroni erwies sich als desaströse Fehleinschätzung.

Kritische Fragen zur Amtsführung und Finanzierung von Stefan Keller stellte im Parlament einzig Nationalrat Roland Büchel (SVP). Nun hat das Bundesstrafgericht Keller vom Fall Infantino abgezogen. Kaum jemand in der Gerichtskommission glaubt noch, dass es unter diesen Umständen sinnvoll wäre, die Lauber-Ermittlungen mit der Person Stefan Keller fortzusetzen. Genau wie bei Keller ist die Gerichtskommission auch mit einer Wahl der Nachfolge von Bundesanwalt Michael Lauber heillos überfordert.

Liebe Melania Trump

Jetzt haben die Gegner Ihres Mannes den Vogel abgeschossen: Cancel-Culture gegen die Gestaltung des Gartens vor dem Weissen Haus! Es läuft eine Petition, die bereits von 75 000 Personen unterzeichnet wurde. Sie fordert die Rückverwandlung des Gartens im Stile des legendären Rosengartens von Jackie Kennedy.

Der von Ihnen gestaltete Garten sei nur noch ein «Parkplatz domestizierter Natur». Mit Ihrem «überdrehten Neureichengeschmack» hätten Sie aus einem Paradies einen «Garten des Grauens» gemacht. Fehlt gerade noch, dass sie sagen, der Rasen sei verklavt worden.

Natürlich freut sich das Journalistenvölklein weltweit, dass jetzt auch die pflanzlichen Manifestationen von Trump ausgerottet werden sollen. Sogar der *Tages-Anzeiger* verurteilt die Buchsbaumkugeln, den flachen Rasen und die Blumen in Pastelltönen als «Neureichen-Chic».



Von Neureichen-Chic kann keine Rede sein: Gartengestalterin Trump.

Es lohnt sich, die Bilder von diesem «Miniatur-Versailles» genau zu betrachten. Offenbar haben die Kritiker keine Ahnung von der Schönheit der Parkanlagen von Versailles. Ja, Ihr Garten hat etwas von der Umgebungsgestaltung französischer Schlösser, wo die Buchsbaumkugeln seit Jahrhunderten wichti-

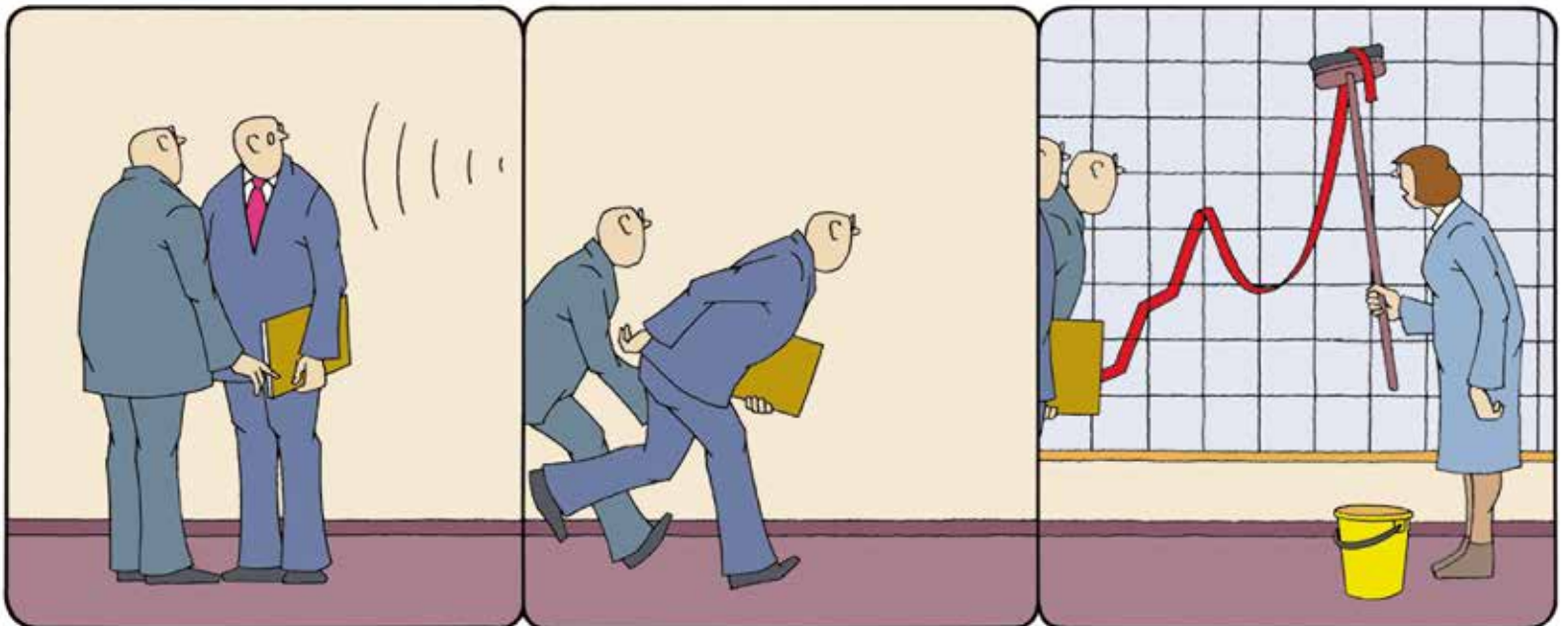
ge Dekorationselemente sind. Sicher nicht geschmacklos, von «Neureichen-Chic» kann keine Rede sein, eher von klassischer Schlichtheit, sonst wäre ja jeder zweite Garten am «altreichen» Zürichberg auch zu beanstanden.

Die Petition ist Ausdruck reiner Cancel-Culture. Man will Ihren Garten auslöschen, weil er Symbol einer moralisch verwerflichen Herrschaft sein soll. Obelix würde jetzt sagen: «Die spinnen, die Römer» (respektive die Amerikaner).

Nein, liebe Melania, Sie haben mit Ihrem Flair für französische Schlossgärten genau das Richtige getan. Das darf man heute natürlich nicht mehr sagen. Denn von Trumps Vergangenheit im Weissen Haus muss jetzt jedes Grashälchen einzeln ausgerissen werden. So ein Affentheater!

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Stefanie Heinzmann



Mein neues Album entstand unerwartet. Im Sommer waren alle Festivals abgesagt. Ich dachte, bevor ich daheim vergamme, mache ich Musik. Ich traf mich mit meinen Produzenten und Songwritern. Wir schrieben ins Blaue.

Normalerweise dauert es Jahre, um ein Album zu kreieren. Es ist ein Prozess. Dieses Mal war nichts geplant, sondern es war ein Zeitvertreib. Im Herbst schaute ich in meinen Dropbox-Ordner und sah, dass ich ein Album beieinander hatte. Es entstand komplett ohne Druck, das war schön.

Der Titel lautet: «Labyrinth». Es ist eine Metapher fürs Leben: Manchmal endet man in einer Sackgasse; immer wieder muss man sich zwischen links und rechts entscheiden; irgendetwas könnte hinter jeder Ecke lauern. Davor soll man keine Angst haben, sondern neugierig sein.

Ich habe keine Ahnung, wohin meine Reise geht. Das finde ich spannend. Mein Leben ist wie ein Irrgarten. In meinem Kalender sind ein paar Auftritte vermerkt. Alle könnten ins Wasser fallen. Trotzdem geniesse ich dieses Labyrinth, als würde ich auf einem Liegestuhl liegen.

Wenn mich etwas aus der Bahn wirft, findet das irgendein Teil von mir cool. Hauptsache, ich lebe und fühle etwas. Ich bin froh um alles, was passiert. Sonst würde ich aufhören zu existieren. Das beschrieb ich im Song «Something is better than nothing» (Etwas ist besser als nichts). Er gefällt mir besonders.

Ein Lied ist gut, wenn es mich irgendwo trifft und eine Emotion auslöst. Sie kann positiv oder negativ sein. Ich spüre auch, ob ein Song radiotauglich ist. Wenn ein sol-

cher Song entsteht, ist das immer ein spezielles Gefühl. Wenn ich es schaffe, Menschen mit meinen Songs zu motivieren, bin ich glücklich.

Ich selber höre im Moment nur Ásgeir, einen isländischen Sänger. Er füttert mich mit Melancholie, mit dem Klang der Welt. Die Proteste und Bewegungen – alles ist laut und schreiend. Ásgeir lässt mich fliegen. Wenn ich meine Kopfhörer aufsetze, nimmt er mich an der Hand, und ich klinge aus.

Der Zustand der Welt in der Pandemie macht mir Sorgen. Alles ist unvorhersehbar; viele kämpfen mit sich selber; die Meinungen driften auseinander. Menschen in der Schweiz oder in Deutschland verlieren das Vertrauen in ihre Regierung. Wenn ich in diese Gedankenwelt eintauche, schaue ich, dass ich schnell wieder rauskomme und keines von diesen Angstopfern werde.

Ich glaube, man sollte momentan nicht allzu viel lesen. Sich zu informieren, ist zwar wichtig. Aber man sollte nicht jedem Schundblatt alles glauben, sondern in der Realität bleiben. Mir hilft mein *reality check*: Was passiert hier und jetzt? Daran halte ich mich fest.

Hauptsächlich lese ich Bücher. Ich liebe Haruki Murakami. Er nimmt mich immer mit – wie Ásgeir, aber ohne Melancholie. Seine Bücher fühlen sich an, als durchschreite man eine Tür in eine andere Welt.

Mein Freund und ich sind seit vier Jahren zusammen. Das Geheimnis einer funktionierenden Beziehung kenne ich nicht. Es hat aber sicher mit Vertrauen und Respekt zu tun. Den Shutdown überstanden wir als Paar bestens, auch weil ich vorher viel unterwegs gewesen war. Wir hatten deshalb kein Problem,

für einmal ganze Wochen miteinander zu verbringen. Rückblickend hätte ich mich sogar daran gewöhnen können.

Ich habe keinen geregelten Alltag. Jeder Tag ist anders: Ich stehe nie zur gleichen Zeit auf, esse immer unterschiedlich und treffe dauernd neue Leute. Ich kenne nur zwei Routinen: Jeden Morgen mache ich Sport, stretche und meditiere; am Abend schreibe ich Tagebuch.

Ich begrenze mich aber, nicht länger als zehn Minuten. Jeder Tag hat eine Seite in einem Kalender. Ich halte mich kurz und klar. Ich schreibe, wen ich getroffen und was ich gemacht habe. Dazu notiere ich, wie ich mich dabei gefühlt habe. Wenn ich etwas geschafft habe, was ich mir vornahm, muss ich schreiben, wie stolz ich darauf bin.

Das ist für mich wie ein Anker. Jeder Tag fängt gleich an und hört gleich auf. Das gibt mir Ruhe.

In letzter Zeit habe ich viel getanzt. Meine beste Freundin ist Tänzerin, wir kennen uns seit siebzehn Jahren. Obwohl sie tanzt und ich singe, haben wir uns bisher nur privat getroffen.

Weil sie nicht unterrichten konnte, sagte ich: «Hey, Sara, ich muss aus dieser Lethargie raus und mich bewegen.» Wir übten zusammen Choreografien. Es war schön, dass wir unsere Talente verbinden konnten. Im Nachhinein fragte ich mich, warum wir das nicht schon immer gemacht haben.

Stefanie Heinzmann ist eine Schweizer Sängerin. Ihr neues Album «Labyrinth» erscheint am 14. Mai.



VIP-Leserangebot: Nostalgiefahrt im «Glacier Pullman Express» Einfach luxuriös durch die Schweiz

Sind Sie bereit für eine nostalgische Schienenkreuzfahrt der Sonderklasse? An Bord des «Glacier Pullman Express», dem Juwel der Rhätischen Bahn, erleben Sie während zweier Tage die landschaftlichen und bahntechnischen Glanzlichter auf der Strecke von St. Moritz nach Zermatt – oder umgekehrt.

Nehmen Sie Platz im luxuriösen Salonwagen im Art-déco-Stil. Abfahrt ist wahlweise in St. Moritz oder in Zermatt. Im ersten Fall zieht die legendäre Krokodil-Lok die historische Zugskomposition durchs romantische Oberengadin. Es folgt die Albulalinie, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst im UNESCO Welterbe der Rhätischen Bahn, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst und Unesco-Welterbe. Diese führt die stolze Krokodil-Lok durch raffinierte Kehrtunnels und über das Landwasserviadukt hinunter nach Thusis.

Nach dem Abstecher zu den romanischen Fresken in der Kirche St. Martin von Zillis* werden Sie im Gourmino-Speisewagen mit Bündner Spezialitäten verwöhnt. Am Nachmittag durchqueren wir die spektakuläre Rheinschlucht ob Flims – den Grand Canyon der Schweiz. In Disentis besuchen wir das ehrwürdige Benediktinerkloster, bevor eine Lok der Matterhorn-Gotthardbahn den Luxuszug übernimmt. Sie überwindet den 2033 Meter hohen Oberalppass und erreicht Andermatt, wo wir die Nacht verbringen.

Nach dem Frühstück erklimmen wir auf der Furka-Bergstrecke mit einer über 100-jährigen Dampflok den höchsten Punkt der Reise. Beim Ausflug mit der Luftseilbahn aufs Eggishorn* geniessen wir die einmalige Aussicht auf den Aletschgletscher. Letzter Höhepunkt im «Glacier Pullman Express» ist die Fahrt von Brig hinauf nach Zermatt.

* Ausflüge Strecke Zermatt–St.Moritz siehe Kasten. Detaillierte Infos: www.rhb.ch/glacierpullman



Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusives Leserangebot:
Nostalgiefahrt im «Glacier Pullman Express»**

Leistungen:

- Fahrt von St. Moritz nach Zermatt oder umgekehrt
- Mittagessen im Speisewagen inkl. Getränke
- 1 Übernachtung inkl. Frühstück in Andermatt
- Fahrt mit dem Dampfzug auf der Furka-Bergstrecke
- Ausflüge St. Moritz–Zermatt: Besichtigung Kirche St. Martin in Zillis und Klosters Disentis, Fahrt aufs Eggishorn inkl. Mittagessen
- Ausflüge Zermatt–St. Moritz: Apéro riche auf der Fiescheralp, Besichtigung Kloster Disentis und Stadtrundgang in Chur.

Termine:

St. Moritz–Zermatt: 27./28. August 2021 und 1./2. Oktober 2021
Zermatt–St. Moritz: 29./30. August 2021 und 3./4. Oktober 2021

Preise (pro Person im DZ):

Fahrt und Hotel «3 Könige & Post» ***: Fr. 1150.– (statt 1350.–)
Fahrt und «Hotel Radisson Blu» ****: Fr. 1200.– (statt 1400.–)
Fahrt und «The Chedi Hotel» *****: Fr. 1450.– (statt 1650.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Ticket unter Telefon 041 391 03 60 oder per E-Mail an info@pullmanclub.ch
Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Rhätische Bahn/Pullman Club
www.rhb.ch/glacierpullman

Showdown mit Tiana Moser

Die Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission zitiert vier Bundesräte an eine Sitzung. Sie will mit allen Mitteln verhindern, dass die Regierung den Rahmenvertrag aufgibt.

Die Anhänger des institutionellen Abkommens (InstA) bäumen sich nochmals auf. Nirgends im Parlament sind sie zahlreicher vertreten als in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats (APK-N). An ihrer Spitze steht die Präsidentin und Fraktionschefin der Grünliberalen – Tiana Moser. Sie und ihre Partei wollen diesen Rahmenvertrag unbedingt.

Aus Angst, der Bundesrat könnte den Deal zwischen der Schweiz und der EU beerdigen, zitiert die Zürcherin gleich vier Vertreter der Exekutive an eine ausserordentliche Sitzung am 17. Mai. In einem internen Schreiben an den Gesamtbundesrat fordert die Nationalrätin Guy Parmelin, Simonetta Sommaruga, Karin Keller-Sutter und Alain Berset auf, am Treffen der APK-N aufzutreten. «Ziel dieser Sitzung ist es, sich über die Folgen einer ausbleibenden Unterzeichnung für die einzelnen Dossiers der verschiedenen Departemente zu informieren resp. diese zu diskutieren», formuliert Moser in ihrem Brief an die Landesregierung. Für die Kommission sei es von zentraler Bedeutung, dass die Bundesratsmitglieder am Treffen teilnähmen und damit eine politische Auseinandersetzung stattfinden könne.

Heimlich freuen sie sich darüber

Vier Magistraten, die sich die Klinke in die Hand geben und vor den Volksvertretern Rede und Antwort stehen müssen: ein beispielloser Vorgang im Bundeshaus. Es unterstreicht, wie die InstA-Befürworter spüren, dass ihnen die Felle davonschwimmen. Moser weiter in ihrer Nachricht: «Mit dieser erweiterten Vertretung des Bundesrates soll die Kommission Gelegenheit haben, sich unter anderem über die Situation in Bezug auf die Assoziierungsabkommen für die Programmbeteiligungen an Horizon Europe, Digital Europe, Euratom, Iter und Erasmus+ für die Periode 2021–2027 und das Stromabkommen zu informieren.» Ebenfalls diskutiert werden sollen die Auswirkungen für die Hersteller von Medizinprodukten.

Wenigstens einer in der obersten Führung des Landes dürfte sich heimlich über das geplante Schaulaufen am kommenden Mon-



Rausch der Macht: Grünliberale Moser.

tag freuen: Aussenminister Ignazio Cassis. Aufmunitioniert von den anderen Departementen, wurde versucht, den Freisinnigen als Alleinschuldigen am Scheitern des Rahmenvertrags zu diskreditieren. Nun sind die anderen gefordert. Die vorgeladenen Departementenchefs können darlegen, welche Pläne sie in der

Ignazio Cassis dürfte sich über das Schaulaufen seiner Kollegen heimlich freuen.

Schublade haben, wenn das Arrangement mit der Union bachab geht. Gespannt darf man dabei insbesondere auf die Ausführungen von Simonetta Sommaruga sein, die präsentieren kann, wie es beim Thema Elektrizität im Verhältnis mit dem Bündnis weitergehen soll.

Aus ihrem Herzen macht Tiana Moser in ihrem Schriftstück keine Mördergrube. Sie fordert ein Papier von Staatssekretärin Livia Leu, worin die «Auswirkungen des Nichtzustandekommens eines institutionellen Rahmenabkommens auf die einzelnen Departemente tabellarisch aufgelistet sind». Diese Übersicht, so ist sich die

EU-Beitrittsbefürworterin sicher, zeige auf, «wie wichtig ein Rahmenabkommen ist».

Dass das GLP-Kader Druck auf den Bundesrat macht, kommt nicht von ungefähr. In der Landesregierung findet sich keine Mehrheit für das Projekt. Die Befürworter wollen deshalb um jeden Preis verhindern, dass die Exekutive die Reissleine zieht. Deshalb wird versucht, mit Massnahmen wie derjenigen von Moser den serbelnden Vertrag am Leben zu erhalten. Wohl wissend, dass die Kommission eigentlich der falsche Ort ist, um Stimmung für das InstA zu machen. In diesem Gremium will eine Mehrheit das Abkommen mit dem Block.

Propagandaschlacht geht munter weiter

Doch nicht nur im Bundeshaus geht das Ringen munter weiter. Am Sonntagmorgen verschickte der Medienchef von Interpharma, Samuel Lanz, eine Umfrage zum Rahmenabkommen. Der ehemalige Generalsekretär der FDP, jetzt in Diensten des Verbandes der forschenden pharmazeutischen Firmen, verfasste eine spezielle Medienmitteilung. Im ersten Teil wird erklärt, dass eine Mehrheit der Bevölkerung (64 Prozent) das Übereinkommen unterstütze. Das ergebe eine repräsentative Studie des Forschungsinstituts GfS Bern. Sie würde damit dem Bundesrat «den Rücken für die Fortführung der Gespräche mit der EU» stärken, tippte Lanz.

Der zweite Teil des Communiqués liest sich dann wie die zahllosen Werbespots der letzten Wochen für den Deal. Ohne geregelte Beziehungen mit dem Staatenbund verliere der Standort Schweiz im ohnehin zunehmenden internationalen Konkurrenzkampf angeblich «weiter an Boden». Dass die Schweizer Pharmaindustrie in jüngster Zeit unter Standortnachteilen gelitten haben soll, ist doch einigermaßen erstaunlich, wenn nicht sogar falsch oder wenigstens krass übertrieben.

Tiana Moser, ihre Verbündeten im Parlament und einzelne Wirtschaftsverbände: Sie lassen nicht locker – alle Register werden legitimerweise gezogen. Die Landesregierung steht unter Zugzwang. Sie muss entscheiden.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Die Schweiz ist das Sehnsuchtsland der AfD. Schon die erste Forderung im Parteiprogramm lautet: «Volksabstimmungen nach Schweizer Vorbild».

Droht Deutschland die Pöbelherrschaft, sollte die AfD an die Macht kommen? AfD-Gegner warnen davor.

Die AfD hält dagegen: Bürger verhielten sich «gemeinwohlorientierter» als Berufspolitiker. Eine «natürliche Schranke» ergebe sich zudem durch «Grundsätze des Völkerrechts». Und überhaupt: Die Deutschen seien «ebenso mündig» wie die Schweizer. Man werde jedenfalls nur in eine Regierung eintreten, die Volksabstimmungen in Deutschland einführen will.

Nun wird die AfD noch länger keiner Bundesregierung angehören. Sie ist politisch auf sich allein gestellt. Die deutsche Regierung wollte in diesem Wahljahr sogar mit dem Geheimdienst gegen die grösste Oppositionspartei des Landes vorgehen. Die AfD sei ein «rechtsextremer Verdachtsfall», hiess es. Erst ein Gericht stoppte die Aktion.

Deutschland versteht sich als «wehrhafte Demokratie». Die Schweiz kann man dagegen als lebhaftere Demokratie bezeichnen. Das Meinungsspektrum ist breiter, die Politik liberaler und konservativer geprägt als im linksbürgerlichen Deutschland.

Tatsächlich wirkt das Programm der AfD auf Schweizer vertraut. Was die angeblichen Rechtsextremen in Deutschland fordern, ist in der Schweiz bürgerlicher Mainstream.

Es beginnt schon in der Präambel. Die AfD sieht sich in der Tradition der 1848er Revolutionäre. So hält es auch die Schweizer FDP.

Überhaupt finden Freisinnige einige ihrer Lieblingsideen im AfD-Programm wieder.

Der Staat solle sich auf «vier klassische Gebiete» konzentrieren, heisst es dort: Sicherheit, Justiz, auswärtige Beziehungen und Finanzverwaltung. Und sollte ein freisinniger Ordnungspolitiker noch einen Satz suchen, um Jacqueline Badran in der «Arena» aus der Reserve zu locken: «Je mehr Wettbewerb und je geringer die Staatsquote, desto besser für alle.»

Auch freisinnige Finanzpolitiker kommen bei der AfD auf ihre Kosten. Überschriften

Wie viel Freisinn steckt in der AfD? Die angeblichen Rechtsextremen wären Mainstream in der Schweiz.

im Programm lauten: «Vermögens- und Erbschaftssteuer abschaffen», «Wettbewerb der nationalen Steuersysteme erhalten», «Bank- und Steuergeheimnis wiederherstellen».

Die Rechtsstaats-Fraktion kann ganze Absätze unterstreichen. Die AfD bekennt sich «uneingeschränkt zur Glaubens-, Gewissens- und Bekenntnisfreiheit» und fordert parteiunabhängige Richter und Staatsanwälte.

Lesestoff hat's auch für Aussenpolitiker: Die AfD möchte einen deutschen Sitz im Uno-Sicherheitsrat. Angeführt von Ignazio Cassis, verfolgt die FDP für die Schweiz dasselbe Ziel.

Selbst NZZ-Gastkommentatoren werden im AfD-Programm fündig: «Wir glauben nicht an die Verheissungen politischer Ideologien oder an die Heraufkunft eines besseren, eines <Neuen Menschen>. Eine Geschichtsphilosophie, die von einer Höherentwicklung der individuellen menschlichen Moral ausgeht, halten wir für anmassend und gefährlich.»

Es steckt viel Schweizer Freisinn in der Alternative für Deutschland.

Nun könnte man das Spiel auch mit der SVP (Ausländer, EU) und der CVP (Familie) machen. Vor allem bei der SVP wäre es ergiebig. Von den Schweizer Parteien steht sie der AfD am nächsten, auch wenn diese eine andere Landwirtschaftspolitik vertritt («mehr Wettbewerb, weniger Subventionen»).

Vereinzelt sind sogar grüne und rote Anstriche im AfD-Programm zu finden. «Tiere sind Mitgeschöpfe und keine Sachgegenstände», heisst es an einer Stelle. Andernorts wird gefordert: «Lebensmittel besser kennzeichnen». Die Partei will auch den Mindestlohn beibehalten.

Am stärksten weicht die AfD in der Energiepolitik vom Zeitgeist ab. Sie ist gegen Abgaben auf CO₂-Emissionen. Zwar gebe es eine Klimaerwärmung, nur lieferten die Modelle des Weltklimarats dafür keine verlässliche Erklärung.

Auch mit den Gender Studies legt sich die Partei an. Forschungsprojekte will sie auslaufen lassen, Professuren nicht mehr nachbesetzen. Interessant: Ein harter Bruch wird vermieden. Alles andere wäre rechtsstaatlich wohl auch unzulässig.

Das Beispiel zeigt, was die AfD von Parteien mit extremistischem Programm trennt: Nationalsozialisten und Kommunisten machten aus ihrer Verachtung für die liberale Demokratie nie einen Hehl. Das Grundsatzzprogramm der AfD umfasst 96 Seiten. Von extremistischen Aussagen fehlt dort jede Spur, selbst in Details wie Forschungsfinanzierung.

Man kann es deshalb kurz machen: Wenn die AfD mit ihrem Programm eine rechtsextreme Politik verfolgt, dann ist die Schweiz ein rechtsextremes Land.

Die Wahrheit bin ich

Der ETH-Klimaforscher Reto Knutti steigt auf die Barrikaden für das CO₂-Gesetz. Um die Welt zu verbessern, frisiert er die Wissenschaft.

Beat Gygi

Der Klimaforscher und Physiker Reto Knutti kommt in seinen Vorträgen jeweils an den Punkt, an dem er den Ökonomie-Nobelpreisträger und Verhaltenswissenschaftler Daniel Kahneman mit der Wendung zitiert: «No one ever made a decision because of a number. They need a story.» – Niemand hat je einen Entscheid wegen einer Zahl getroffen. Es braucht eine Geschichte. Eine Geschichte, mit der man sich identifizieren könne, sei nötig, sagt Knutti, um die Leute von einem Sachverhalt zu überzeugen oder sie zu Taten zu motivieren. Als erfolgreiche Geschichte nennt Knutti etwa Greta, der die fast weltweite Mobilisierung der Klimajugend und politischer Bewegungen darüber hinaus gelungen ist.

Knutti selber sucht ebenfalls, über Geschichten ans Publikum zu gelangen. Zuerst schlägt er die Pflöcke ein, die mit Zahlen und Fakten zusammenhängen: Klimawandel sei Realität, sagt er, die Erderwärmung sei zum grössten Teil menschengemacht, damit auch die Auswirkungen aufs Klima, und langfristig seien diese überwiegend negativ. Also seien die Gegenmassnahmen auch Sache der Menschen. «Wir haben nicht mehr viel Zeit», kommt dann die Warnung, die Reduktion des Treibhausgas-Ausstosses gemäss den Zielen im Pariser Abkommen sei Pflicht, bis 2050 seien die Emissionen auf netto null zu drücken.

Gletscher ohne Eis

Und wem das nicht genüge, der solle sich mal Bilder anschauen. Knutti bringt Fotos von der Trockenheit im Jura, von Waldbränden in Amerika, von Wirbelstürmen und vom Gemüsebauer auf dem grossen Traktor, der im Zürichbiet seine wegen Trockenheit missratenen Rübchen unterpflügt. Besonders wichtig sind jeweils die Bilder vom Aletschgletscher, mit dessen unterschiedlichen Ausdehnungen von 1850 bis heute Knutti das Schwinden der Gletscher veranschaulicht und gleich auch per Videoanimation zeigt, wie die Gegend in Zukunft ganz ohne Eis aussehen werde. Seine Vorträge hält er nicht in aufgeregtem oder alarmistischem Ton, eher mit naturwissenschaftlicher Trockenheit, und vom



Der menschliche Faktor: Physiker Knutti.

Aussehen her wirkt der 1973 im Berner Oberland Geborene als Typ bodenständig. Diese Kombination ist geeignet, um den Eindruck eines um volle Redlichkeit bemühten Vermittlers oder Übersetzers zwischen Wissenschaft und breitem Publikum zu erzeugen – einem, dem man bei der komplexen Materie gewisse Dinge einfach mal glaubt. Die Botschaft: Ich bin die Wahrheit.

Auf dieser Grundlage hat Knutti für sich das Geschäftsmodell des Wissenschaftlers entwickelt, der mit religiösem Eifer an der Weltrettung arbeitet. Zurzeit ist er Antreiber «der Wissenschaft» im Abstimmungskampf um das CO₂-Gesetz. Gut hundert Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Universitäten und aus verschiedenen Disziplinen, die sich als «die Wissenschaft» bezeichnen, gelangten im April mit einem Appell ans Publikum, in dem sie eindringlich für ein Ja am 13. Juni warben.

Ankerpunkt des Aufrufs war die Homepage der ETH Zürich mit Knuttis Namen, der neben seiner Funktion als Professor und Leiter

des Zentrums für Klimasystemmodellierung sowie Umweltphilosophie auch Delegierter der Schulleitung für Nachhaltigkeit ist, also die Nachhaltigkeitslinie der ETH prägt. Im Papier zum Abstimmungskampf nimmt «die Wissenschaft» als uniforme Stimme Stellung mit einer Bestimmtheit, die keinen Spielraum lässt für unterschiedliche Deutungen: «Die Klimaveränderungen und die Auswirkungen sind klar», heisst es, rasches Handeln sei unerlässlich, sofortige und drastische Massnahmen seien nötig, die Treibhausgasemissionen bis 2050 auf netto null zu reduzieren. Viele europäische Länder schritten beim Klimaschutz sogar schneller voran als die Schweiz, «hier wollen wir den Anschluss nicht verlieren», fügt «die Wissenschaft» an.

Für die Frage, ob dem Klimawandel mit anderen Massnahmen, als das CO₂-Gesetz sie vorsieht, besser begegnet werden könnte, lässt man keinen Raum. Der prägende Satz lautet: «Obwohl die Fakten seit vielen Jahrzehnten bekannt sind, sind die weltweiten CO₂-Emissio-

nen bis 2019 immer weiter angestiegen.» Eine Ablehnung des CO₂-Gesetzes würde den Klimaschutz zurückwerfen, die Ziele des Pariser Abkommens seien einzuhalten.

Auch Knutti persönlicher wissenschaftlicher Internetauftritt ist auf Öffentlichkeitsarbeit ausgerichtet: In seiner Publikationsliste erscheinen zuerst der Twitter-Verkehr, dann die Medienberichte über ihn, es sind über 750 seit 2007. Allein 2021 kommt er laut eigener Angaben schon auf fünfzig Auftritte. Danach folgt die Liste der Videos, Präsentationen, Blogs, und schliesslich die harte Währung: wissenschaftliche Publikationen, 170 seit 2007. Darunter finden sich Berichte des IPCC, des Weltklimarats der Uno, in dem er prominentes Mitglied ist und an dessen Berichten zum Zustand des Klimas (2007 und 2013) er zum Teil federführend mitgeschrieben hat.

Krasse Fehlleistungen

Vor diesem Hintergrund strahlt er viel fachliche Autorität aus, etwa wenn er sagt: «Wir verstehen die Grundlagen des Treibhauseffekts seit über 150 Jahren», die Physik sei bekannt. Eindrücklich wirkt auf viele, dass Knutti mit umfangreichen Computermodellen zum Simulieren und Prognostizieren arbeitet und die ETH diese Abteilung jetzt massiv ausbaut. Er gibt in seinen Auftritten zudem zu verstehen, dass das verfügbare Wissen auch in den Zusammenfassungen des Weltklimarats nachzulesen sei. Da werde klar, welches der menschliche Einfluss auf das Klimasystem sei.

Genau an dieser Stelle ist jedoch das Bild gerade eben erschüttert worden. Der amerikanische Physiker Steven E. Koonin hat vergangene Woche sein Buch mit dem Titel «Unsettled: What Climate Science Tells Us, What It Doesn't, and Why It Matters» veröffentlicht (Besprechung siehe Seite 56). Koonin war in seiner Karriere zwischendurch Chefwissenschaftler von BP und Spitzenbeamter für Energie in Obamas Regierung. Wie er bereits früher geschrieben hat, erachtet er die Klimamodelle als ungeeignet für brauchbare Deutungen und Voraussagen der Klimaentwicklung. Die paar Dutzend Computermodelle im Klimarats-Bericht von 2013 zum Beispiel lieferten Resultate, die weit auseinandergingen, und im Nachvollziehen von Entwicklungen zeigten sich krasse Fehlleistungen. Aber solche Unzulänglichkeiten seien tief in den Berichten verborgen, in den Zusammenfassungen für die Politiker kämen diese nicht zum Ausdruck.

Und wie ein Donnerschlag wirken in Koonins Buch seine Ausführungen zur Stellung von Forschern in der Gesellschaft. Einerseits seien die Wissenschaftler der vollständigen Wahrheit verpflichtet, was auch heisse, Zweifel und Unsicherheiten nicht zu verschweigen. Andererseits seien sie Menschen, die wie viele andere gerne die Welt verbessern möchten. In dieser ethischen Spannung könnten die einen geneigt sein, die Wissenschaft ein wenig zu frisieren,

wenn es ihrem Anliegen diene und didaktisch hilfreich sei. Für Wissenschaftler dieses Typs, denen die Beeinflussung der Welt am Herzen liegt, ist eine grosse Öffentlichkeitswirkung wichtig, sie stärkt ihre Mission. Dramatische Meldungen über Katastrophen, Klimarisiken oder alarmierende Prognosen finden in Medien mehr Echo als eine nüchterne Darlegung von Klimamodellen mit allen Unsicherheiten und Widersprüchen. Koonin macht allerdings

Damit macht Knutti sich immun gegen Kritik: Wer widerspricht, hat eine falsche Ideologie.

auch klar, dass Wissenschaftler eine spezielle Verantwortung hätten, ähnlich wie Richter: Persönliche Neigungen hätten in der Wissenschaft nichts zu suchen.

Gemessen daran ist die Schweizer Wissenschaftsszene in einem erschreckenden Zustand. Grundsätzliche Debatten über die Klimamodelle kommen nicht auf. Knutti erzählt Geschichten, weil ihm Zahlen nicht reichen. Wissenschaftliche Unvoreingenommenheit sei bei ihm nicht zu erkennen, Klimawandel sei indiskutabel negativ, positive Aspekte werden ausgeblendet. Über das, was man noch nicht weiss, wird nicht gesprochen. Er erwähnt bei seinen Auftritten zwar, dass die Wissenschaft die Probleme nur analysieren, Informationen bereitstellen und Wenn-dann-Aussagen machen könne, während die Wahl der Massnahmen Sache der Politik sei.

Aber mit der Kampagne für das CO₂-Gesetz macht er ja gerade Politik, da ist er Verkäufer, nicht Wissenschaftler. Erst recht, wenn er im Auftrag des Ja-Komitees im Video zu Fragen spricht, die ausserhalb seines Fachs sind, etwa:

CO₂ im Ausland zu kompensieren, sei «weder gesellschaftlich noch wirtschaftlich» angebracht. Und immer als Hauptbotschaft: Es eile jetzt, und «angesichts dessen, was man tun müsste», gehe es nicht annähernd schnell genug vorwärts mit der Klimapolitik.

Es gebe Leute, die die Realität nicht wahrhaben wollten. Die Lösungen des Klimaproblems erforderten stellenweise einen starken Staat, was «einem Teil des politischen Spektrums» nicht passe. In Vorträgen bringt er dazu die Grafik einer amerikanischen Umfrage, in der sich auf die Frage, ob der Klimawandel begonnen habe, unter Republikanern eine mit der Zeit sinkende Ja-Quote zeigt, bei den Demokraten eine steigende. Da grassiere Ideologie, die einen stritten den Klimawandel ab, weil dieser gegen ihre persönlichen Prioritäten gehe. Hinzu kämen «Dummheit, Faulheit, Egoismus und Geldgierigkeit», die nach einem entsprechenden staatlichen Rahmen riefen. Damit macht Knutti sich und seine Mitstreiter praktisch immun gegen Kritik: Wer widerspricht, hat eine falsche Ideologie. Aber wer widerspricht schon?

Nutzen dank Kosten?

Knuttis Kurs wird weitherum gestützt. Die Schulleitung lässt ihn mit der Voreingenommenheit auch die Lehre prägen. Studenten kommen quasi in eine parteiisch Denkschule. Unterstützend wirkt auch der ETH-Rats-Präsident Michael Hengartner, der in der Ja-Kampagne mit einem Video mitmacht, in dem er erklärt, dass vermeintliche Kosten grossen Nutzen generierten in Form von reduzierten Schäden, mehr Arbeitsplätzen und Innovation. Und eine Wiederholung all dieser Argumente kommt dann von ganz oben, von Bundesrätin Simonetta Sommaruga.



«Lebenslust kennt kein Verfalldatum.»

Markus Leibundgut
CEO Schweiz
zum selbstbestimmten Leben



Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Gisin, Sommaruga, Badran, Wasserfallen, Bezos, Cameron



Doppelmoral: Skistar Gisin.

Karin Keller-Sutter, Gotte, bekam in den letzten Tagen unerwarteten Besuch eines Patenkindes. Und was für eines: Der Bernhardinerhund Zeus kam im Gefolge einer Delegation der Barry-Stiftung nach Bern und machte der Bundesrätin seine Aufwartung. Keller-Sutter ist die Gotte des 77 Kilogramm schweren Hundes, wie der *Blick* zu berichten wusste. Schon gibt es Gerüchte, wonach die Justizministerin in Zukunft beim Aufspüren terroristischer Gefährder verstärkt Bernhardiner einsetzen will. (*hmo*)

Michelle Gisin, Neo-Klimaschützerin, zieht es in die Politik. Die Ski-Olympiasiegerin in der Alpinen Kombination 2018 in Pyeongchang weilte am Wochenende zusammen mit Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** auf dem Titlis für das CO₂-Gesetz. Ausgerechnet die Rennfahrerin, die laut eigenen Angaben «unzählige Stunden auf den Pisten der ganzen Welt» verbrachte und wohl kaum mit dem Velo reiste, rief auf dem Gipfel zum grossen Verzicht von fossilen Brennstoffen auf. Die 27-Jährige sorgt sich, ob sie noch mit ihren Kindern Skifahren kann. Wenn sie es ernst meint, kann das eigentlich nur eines bedeuten: sofort Schluss mit dem energieintensiven, verschwenderischen Spitzensport. Gisin hat es in der Hand, zur glaubwürdigen Klimaschützerin zu werden. (*odm*)

Jacqueline Badran, Medium, weiss, wie man im Gespräch bleibt. Wochenlang wurde gewarnt, ob sich die Zürcher SP-Nationalrätin in die stadtzürcherische Regierung wählen lassen will. Bis Badran den PR-Versuchsballon eigenhändig zum Platzen brachte, indem sie ihren Verzicht erklärte. Im gleichen Atemzug startete sie die nächste Rakete. Die Politikerin kündig-



Nächste Rakete: SP-Politikerin Badran.

te nämlich an, ein Medium gründen zu wollen. Es brauche ein Organ, «das unsere Leistungen würdigt». Von aussen betrachtet, ist der Markt linker Hofberichterstattung durch SRF, *Tages-Anzeiger* und *Wochenzeitung* eigentlich recht gut abgedeckt. Von innen betrachtet, sieht es scheinbar anders aus. (*fsc*)

Christian Wasserfallen, Skeptiker, ist nicht überzeugt. Der *Blick* hat nämlich einen «Umfrage-Hammer» publiziert, gemäss welchem 64 Prozent der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger das Rahmenabkommen mit der EU befürworten. «Vorsicht, Nebelpetarde!», schrieb der Berner FDP-Nationalrat auf Twitter. «Diese Auftragsstudie zum Rahmenabkommen ist keinen Franken wert!» In Auftrag gegeben hatte die Umfrage der Branchenverband Interpharma – eine derjenigen Organisationen, die am engagiertesten für den Vertrag weiblenn. Unter anderem kritisiert Wasserfallen die suggestive Fragestellung, in welcher das Abkommen als Mittel für «schnellere und effizientere Vertragsanpassungen» angepriesen wird. (*fsc*)

Jeff Bezos, Versandhändler, erforscht ein neues Element. Für 500 Millionen Dollar lässt sich der Amazon-Gründer derzeit eine Superjacht bauen: 127 Meter lang, drei Masten, mit eigener Minijacht für Kurzausflüge. Es soll eines der grössten privaten Schiffe aller Zeiten werden. (*ky*)

David Cameron, Brexit-Unglücksrabe, hat nicht mehr viele Freunde. Nur noch eine Zeitung hält zu dem in den Skandal um die bankrotte australische Privatbank Greensill verstrickten Ex-Premier: der *Evening Standard*. Es hat sicher nichts damit zu tun, dass das Blatt von seiner Schwägerin geleitet wird. (*ky*)

Beat Flachs Erleuchtung

Der Aargauer Nationalrat Beat Flachs, ein Grünliberaler, der wie viele in dieser Partei die eigene Weltsicht für die einzige Wahrheit hält, hatte bei der Debatte im Nationalrat über Organspende und Transplantationsgesetz eine Erleuchtung: «Bei dieser Thematik haben wir Fragen zu stellen und zu beantworten wie vielleicht die nach dem eigenen Sein, nach dem Sinn und nach dem Ende des eigenen Lebens.» Für Flachs ist der Sinn unseres Daseins also der, dass der Staat über unsere Organe verfügen kann, falls wir den Verwendungszweck unserer leiblichen Hülle nicht explizit schriftlich regeln?

Das erinnert an ein Buch des japanischen Nobelpreisträgers Kazuo Ishiguro («Alles, was wir geben mussten»), in dem dieser einfühlsam beschreibt, wie in einem Internat junge Menschen als Ersatzteillager herangezogen werden. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, fit, gesund und heil zu bleiben, damit die wertvollen Organe, die für Reiche bestimmt sind, keinen Schaden erleiden.

In Gutmenschen-Manier

Die Argumente, mit denen der Aargauer für die Volksinitiative «Organspende fördern – Leben retten» und auch für den etwas milderen Gegenvorschlag des Bundesrats eintritt, gehen in diese Richtung.

Wahrscheinlich denkt man so in der linken und selbstgerechten Filterblase, in der sich der Grünliberale bewegt. Flachs Botschaft ist unmissverständlich: Wer seine Organe nicht spendet, ist kein fürsorglich mitfühlender Mensch. Und er hat den Sinn des Lebens nicht verstanden.

Wie lange geht es wohl, bis die Bürger dieses Staates unter Androhung einer Busse gezwungen werden, ihren Körper in Schwung zu halten, damit die Einzelteile ihrer Bestimmung zugeführt werden können und der Lebenszweck sich erfüllt?

Wenn der GLP-Nationalrat Herz und Nieren verschenken will, wie er das im Parlament in Gutmenschen-Manier vorsorglich ankündigte, steht ihm das frei. Gegen eine freiwillige Organspende hat auch niemand etwas einzuwenden. Aber es sollte dann tatsächlich auch freiwillig bleiben – genau das ist es aber nicht mehr, wenn die Initiative oder der Gegenvorschlag angenommen würde.

Hubert Mooser

MÖRGELI

Für wie dumm hält uns Sommaruga?

Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) lässt sich in der *Sonntagszeitung* so zitieren: «Wenn wir das CO₂-Gesetz ablehnen, hat die Erdölindustrie gewonnen.» Und sie zertert gegen die «Erdölkonzerne» und deren «Geschäftsmodell». Ist es neuerdings Aufgabe einer Bundesrätin, auf einzelne Sparten unserer Wirtschaft einzudreschen? Darf eine Bundesrätin die einen Firmen gegen die andern ausspielen? Wen heftet die überdrehte Dame als Nächstes an ihren Schandpfahl? Die Flughafenangestellten? Die Fahrlehrer? Die Verkäuferinnen in den Tankstellen-Shops?

Eine Affenschande sind auch unsere Wirtschaftsverbände, die sich zu Komplizen des wirtschaftsfeindlichen Sommaruga-Feldzugs machen. Hat die Umweltministerin irgendeine Ahnung, was die von ihr angeschwärmte «Erdölindustrie» produziert? Nämlich ihren Lippenstift, ihren Wäschekorb, ihren Plastikschirm, ihre Kunstfaserjacke, ihre Schaumstoffmatratze. Weiss Sommaruga, dass 40 Prozent der Schweizer ohne die bösen Erdöllieferanten jämmerlich frieren würden? Weiss die Fünf-Millionen-Franken-Verdienen einer elfjährigen Amtszeit, dass ohne die Erdölindustrie Hunderte von Millionen Menschen in ärmeren Ländern verhungern würden?

Von nichts als Ahnungslosigkeit zeugt auch Sommarugas Anpreisung des CO₂-Gesetzes für die Bergegebiete. In Uri, in Obwalden und im Wallis gebe es unterdurchschnittlich viele Ölheizungen. Ja klar, weil dort viele mit Holz heizen und manche sich den Einbau einer Ölheizung nicht leisten können. Nur ist eine Holzofenheizung bei weitem nicht CO₂-neutral. Aber man kaschiert sie einfach als «erneuerbar» und darum als gut fürs Klima.

«Auch unsere Kinder sollen im Winter noch auf den Ski stehen», sagt Sommaruga. Hofft sie im Ernst, ihr CO₂-Gesetz reguliere den Schneefall? Und glaubt sie, alle Leute reisten mit ihrer gesamten Ausrüstung im öffentlichen Verkehr in die Berge? Weiss sie, dass unsere Wintersportorte ohne Benzin, Öl und Gas dichtmachen könnten? Und dass bei tiefen Temperaturen kein einziges Elektrofahrzeug anspringt? Dem Denkvermögen sind enge Grenzen gesetzt. Der Dummheit überhaupt keine.

Christoph Mörgeli

Bolsonaro wars!

Die Gegner des brasilianischen Präsidenten wollen Kapital aus Corona schlagen. Es gelingt ihnen nur mässig.

Alex Baur

Der brasilianische Schauspieler Paulo Gustavo war populär, schwul, verheiratet mit einem Mann und Adoptivvater – das ideale Opfer der Bolsonaro-Regierung. Zwei Monate lang lag er auf einer Intensivstation in Rio de Janeiro, bevor er letzte Woche im Alter von nur 42 Jahren an einem Lungenödem starb.

Über die genaue Diagnose und Nebenkrankungen ist nichts bekannt, wir wissen nicht, ob der Schauspieler mit oder an Covid-19 gestorben ist. Doch für die Bolsonaro-Hasser ist klar: Paulo Gustavo ist nicht das Opfer einer Krankheit, sondern einer Regierung, welche die Gefahr des Coronavirus heruntergespielt hat. «Die Mörder von Paulo Gustavo sind jene, die sagen, es sei bloss eine «gripezinha», twitterte Erfolgsschriftsteller Paulo Coelho.

Starke Anhängerschaft

«Der Tod von Paulo Gustavo katalysiert den Hass gegen die Bolsonaro-Regierung», titelte die spanische Tageszeitung *El País*. Das bringt die Stimmung in den Medien auf den Punkt. Ob sie auch der Stimmung in der Bevölkerung entspricht, ist eine andere Frage. Jair Messias Bolsonaro hat in Brasilien nach wie vor eine starke Anhängerschaft.

Vor allem in den ärmeren Bevölkerungsschichten wird die von den Bundesstaaten verfügte und von Bolsonaro immer wieder kritisierte Lockdown-Politik oft als grössere existenzielle Bedrohung empfunden als das Virus. Just am 1. Mai gab es Massendemonstrationen für «Jair Messias».

In den etablierten Medien war von den Pro-Bolsonaro-Protesten in São Paulo und anderen Städten, die sich gegen ein geplantes Impeachment-Verfahren richten, so gut wie nichts zu lesen. Und das ist typisch für die ungenierte Stimmungsmache der Mainstream-Medien gegen Bolsonaro, der wegen seiner Corona-Politik sogar des «Genozids» bezichtigt wird.

Das mediale Framing lässt sich einfach orten: Wer von absoluten Fall- und Todeszahlen berichtet und dabei unterschlägt, dass Brasi-

lien 210 Millionen Einwohner hat, der macht Stimmung. Tatsache ist: Gemessen an der Bevölkerung lag Brasilien bis Anfang März 2021 im internationalen Vergleich sowohl bezüglich Fall- wie auch Todeszahlen sogar weit unter dem internationalen Schnitt. Erst die zweite Welle, die in Brasilien viel später eintraf, bescherte

Eine Alternative zum Dinosaurier der brasilianischen Linken ist weit und breit nicht in Sicht.

dem Land eine Spitze, die seit zwei Wochen allerdings wieder stark am Abflauen ist.

Bezüglich der Impfungen liegt Brasilien im Mittelfeld – hinter den meisten europäischen Staaten, aber vor vergleichbaren Ländern wie Argentinien oder Mexiko. Einsame Spitze ist in diesem Bereich, hinter Israel, aber noch vor den USA, mit achtzig verabreichten Impfdosen pro hundert Einwohnern übrigens Chile – ausgerechnet Chile, dessen neoliberales Wirtschaftssystem Bolsonaro gerne als positives Vorbild nennt.

Liebäugeln mit Linkspopulismus

Die mediale Agitprop gegen die Regierung Bolsonaro gibt einen Vorgeschmack auf die Wahlen, die nächstes Jahr anstehen. Vieles deutet auf einen Showdown zwischen Bolsonaro und Lula hin, der wegen Verfahrensfehler kürzlich aus dem Gefängnis entlassen wurde.

Der inzwischen 75-jährige Luiz Inácio Lula da Silva hat seine Kandidatur zwar offiziell noch nicht bekanntgegeben. Doch eine Alternative zum Dinosaurier der brasilianischen Linken ist zurzeit weit und breit nicht in Sicht. Auch bei den Nationalkonservativen ist keine Figur zu erkennen, die gegen Jair Messias Bolsonaro bestehen könnte.

Dabei ist fraglich, ob man Bolsonaro überhaupt noch als Rechten bezeichnen darf. Nachdem sein Versuch, eine eigene Partei zu gründen, kläglich gescheitert ist, liebäugelt er nun mit dem linkspopulistischen Partido Trabalhista Brasileiro (PTB).

Mamma mia Kronig

Lauterbach optimistisch. Rickli dauerschläpp. Biden gegen Patente. Roche und Novartis nervös.



Der deutsche SPD-Politiker Karl Lauterbach war in den letzten achtzehn Monaten die grösste Nervensäge westlich der Oder-Neisse-Grenze. Der permanente Warner vor allen Corona-Wellen war Gast in jeder dritten deutschen Talksendung. Pech für alle, die sich seinetwegen aufregten: Leider hatte er meistens recht.

Neu ist Lauterbach optimistisch. Die Fallzahlen würden sinken. Mit dem Impfen komme man voran. Im Sommer würden die Deutschen wieder reisen können. Absehbar auch in die Schweiz. Um diesen Prozess zu beschleunigen, sollten allerdings vorerst alle Impfwilligen ein erstes Mal geimpft werden.

Denn nach der ersten Impfung sei der Impfschutz bei den Gentsch-Impfstoffen mit 80 Prozent schon sehr gut. Und die restlichen 20 Prozent würden nicht mehr schwer erkranken.

Warum wir in der Schweiz nicht diesen Weg beschreiten, ist für mich ein Rätsel. Grau ist alle Theorie: Ich wurde altersgerecht am 13. April 2021 ein erstes Mal geimpft. Mit dem Moderna-Impfstoff. Seit Ende April gehöre ich zu den Glücklichen, die zu 80 Prozent geschützt sind und die – im Fall der Fälle – nicht im Spital künstlich beatmet werden müssen. Fühlt sich verdammt gut an.

Mit etwas Verspätung rollt jetzt eine wahre Impfstoffdosenlawine auf die Schweizer Kantone zu. Weiterhin nichts im Griff hat der grösste Kanton der Schweiz, dank der SVP, dank ihrer Regierungsrätin Natalie Rickli. Ihre Ausreden schreien zum Himmel. Warum soll es schwieriger sein, in einem grossen Kanton gleich schnell zu impfen wie in einem kleinen?

Das Gegenteil ist richtig. Italien und Deutschland impften letzte Woche pro Tag und Million Einwohner doppelt so viel wie die Schweiz.

Während Monaten war Nora Kronig die Zielscheibe der Rechten in der Schweiz. Der Gipfel der Macho-Dreistigkeiten: Sie sei zur Unzeit schwanger geworden. Kann Männern nachweislich nicht passieren. Jetzt stellt sich heraus: Die werdende Mamma Kronig hat alles, was

Ich gehöre zu den Glücklichen, die – im Fall der Fälle – nicht im Spital künstlich beatmet werden müssen.

in ihrem Entscheidungsbereich lag, richtiggemacht. Was mich irritiert: Warum haben unsere Sternchen-Feministinnen den Unflat Thomas Aeschi nicht durch das Zuger Unterholz gejagt?

Für die Rechten in der Schweiz hagelt es zurzeit Katzen. Keine Woche vergeht, ohne dass weitere schlechte Nachrichten ihre gute Laune verderben.

Noch sind wir dank und mit Roche und Novartis die rentabelste Apotheke der Welt. Hochprofitabel für die trägen Aktionärsfamilien und ihre ungebührlich hochbezahlten Manager. Sie haben, was niemand bestreiten kann, in der Corona-Krise kläglich versagt.

Ihren Reichtum verdanken die Verwöhnten schwergewichtig dem Patentschutz. Obwohl die einst mausarme Schweiz ihren Aufstieg nur dank Industriespionage und der Nichtanerkennung von Patenten schaffte.

Jetzt kommt der nächste Warnschuss aus dem Oval Office von Joe Biden: Die Amerikaner sind für die befristete Aufhebung des Patentschutzes für Impfstoffe. Umfragen zeigen: Die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer findet das absolut richtig.

Bedenken und Widerstand äussert die – wie ein Blick in die Exportstatistik lehrt – für die Schweiz allzu wichtige Pharmaindustrie. Ihr Argument: Wenn der Patentschutz falle, würden auch die Investitionen in Forschung und Entwicklung wegfallen. Die triste Wahrheit: Roche und Novartis haben eben gerade nicht investiert. Dies im Gegensatz zu Donald Trump, im Gegensatz zur öffentlichen Hand.

Smarter reagieren Pfizer und Biontech. Sie werden nicht gegen die Verletzung ihrer Patente klagen.

Gibt es Alternativen zur Aufhebung des Patentschutzes? Gibt es. Roche und Novartis müssten, da sie selber über keine relevanten Patente im Impfbereich verfügen, kostengünstig produzieren, produzieren und nochmals produzieren. Stand heute: für Biontech und Moderna.

Die Welt braucht so schnell wie möglich zwölf Milliarden Impfstoffdosen zu abgestuften Preisen, die weniger reiche Staaten als die Schweiz auch bezahlen können. Sonst mutieren die Viecher in den kommenden Jahren in den Schwelken- und Entwicklungsländern. Der Basler Daig braucht subito mehr Hefe und weniger Knete.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

«Stoppt das Chaos»

Tausende Militärs haben die Regierung aufgefordert, der Gewalt in Frankreich endlich entgegenzutreten. Sonst drohe Bürgerkrieg. Einer der führenden Generäle äussert sich.

Urs Gehrig

Die Worte von zwanzig pensionierten Generälen haben Frankreich aufgerüttelt. Das Land stehe durch den «Islamismus und durch Horden aus den Vorstädten» vor «tödlichen Gefahren». Wenn die Regierenden nicht den Mut aufbrächten, diesen Missständen entschlossen entgegenzutreten, drohe ein «Bürgerkrieg».

So die Kernpunkte des Briefs, mit dem die Ex-Generäle am 21. April an die Öffentlichkeit traten. Inzwischen haben 26 000 pensionierte Militärs und 61 Generäle den Brief unterzeichnet. Am Sonntag veröffentlichten Offiziere und Soldaten im aktiven Dienst einen zweiten Warnbrief. Innert Stunden wurde er von über 30 000 Armeeingehörigen unterzeichnet.

In zahlreichen Medien werden die Initianten als rechtsextreme Agitatoren porträtiert. In ihrem «Brandbrief» hätten Militärs «kaum verhohlen mit einem Militärputsch gegen die demokratisch gewählte Regierung gedroht», urteilte die NZZ.

Die *Weltwoche* hat mit einem Erstunterzeichner des «Offenen Briefes an unsere Führung», General Dominique Delawarde, über Motive und Ziele der Eingabe gesprochen. Der ehemalige Kommandant von Gebirgsjägern und Truppen der Fremdenlegion weist Putschabsichten entschieden zurück. Die von den Initianten des Briefs vorgebrachten Bedenken würden quer durch das Volk und die politischen Parteien unterstützt.

Weltwoche: General Delawarde, der Ton Ihres Briefs ist alarmistisch. Die Rede ist von «wachsendem Chaos». Was genau meinen Sie damit?

Delawarde: Wir haben in Frankreich nicht mehr die Freiheit, uns im ganzen Land ungehindert zu bewegen. Es gibt immer mehr sogenannte No-go-Areas. 738 gesetzbare Zonen sind es landesweit, und jeden Tag kommt eine neue Zone hinzu. Wir verlieren allmählich Teile unseres Territoriums, Stadtteile und ganze Städte. Ich sehe, wie sich dieses Land nach und nach verändert, wir sehen überall Gewalt. Jeden Tag hören wir von einem Poli-



«Wir verlieren ganze Städte»: General Delawarde im *Weltwoche*-Gespräch.

zisten, der ermordet wird. Polizisten werden die Kehlen aufgeschlitzt. Normale Bürger können in ihrem eigenen Land nicht mehr in Sicherheit leben.

Weltwoche: Im Brief sprechen Sie von «Vorstadt-Horden» (*hordes de banlieue*). Kritiker werfen Ihnen vor, zu übertreiben. Wie kommen Sie auf diesen Begriff?

Delawarde: Geben Sie bei Google «France has fallen» (Frankreich ist gefallen) ein, und schauen Sie sich die Bilder an. Da sehen Sie diese Vorstadt-Horden. Niemand kann sagen, dass es sie nicht gibt. Es gibt Hunderte und Aberhunderte von jungen Menschen, die ständig Aggressionen schüren und sehr oft einen Migrationshintergrund haben. Es sind Menschen, die nicht richtig assimiliert wurden und schwer zu assimilieren sind.

Weltwoche: Was hat Sie persönlich zur Unterschrift motiviert?

Delawarde: Ich bin 73 Jahre alt und am Ende meiner Reise auf dieser Erde, aber meinen Kindern möchte ich ein schönes Land hinterlassen, so, wie ich es kennengelernt habe und für das ich mich während vierzig Jahren in Uniform

«Meine Kinder sind ausgewandert, weil sie denken, dass Frankreich keine Zukunft hat.»

eingesetzt habe. Aber meine Kinder sind ausgewandert, weil sie denken, dass Frankreich keine Zukunft hat. Eine meiner Töchter ist in Kanada, mein Sohn ist nach Dänemark emigriert, weil sie es hier nicht mehr aushalten. Das zeigt, dass wir ein echtes Problem haben.

Weltwoche: Im Brief heisst es weiter, dass ein «Bürgerkrieg» unmittelbar bevorstehen könnte. Kritiker werfen Ihnen vor, dass Sie

mit solch drastischen Warnungen Öl ins Feuer giessen. Was sagen Sie dazu?

Delawarde: Nun, hören wir doch einfach, was die Franzosen dazu sagen. 49 Prozent der Franzosen sind laut einer aktuellen, interaktiven Umfrage* der Meinung, dass ein Bürgerkrieg unmittelbar bevorstehe. Die Umfrage wurde übrigens von einem Mainstream-Medium in Auftrag gegeben. Es ist also nicht die Meinung von einigen Generälen.

Weltwoche: Nach Ihrem offenen Brief hat die Wochenzeitschrift *Valeurs actuelles* letzten Sonntagabend einen neuen Brief mit dem Titel «Für das Überleben unseres Landes» veröffentlicht. Diesmal wurde die Initiative von aktiven Soldaten lanciert. Wie hat sich die Situation dadurch verändert?

Delawarde: Unseren Brief haben 26 254 Ex-Militärs, darunter 61 Generäle, unterschrieben [Stand Redaktionsschluss]. Es handelt sich also nicht um eine Kleinigkeit, wie die Medien immer noch behaupten. Dieser zweite Brief drängt unsere politischen Machthaber und Militärbehörden nun in eine sehr peinliche Lage. Er wurde nicht von ehemaligen Militärs, sondern von aktiven Militärangehörigen lanciert. [Der neue Brief wurde gemäss AFP innert weniger Stunden nach Lancierung von mehr als 36 000 Soldaten unterschrieben, Red.] In ihrem Schreiben werfen die Aktivdienstkameraden unseren Führern eindeutig Feigheit vor. Das ist starker Tobak. Die Sorge über die Zustände in unserem Land hat einen neuen Höhepunkt erreicht. Sie hat sich auf die aktiven Militärs ausgeweitet, auf die Ordnungskräfte, die Gendarmen, die republikanischen Sicherheitskompanien und die Feuerwehrleute, die es satt haben, mit Steinen beworfen zu werden, wenn sie ausrücken, um ein Feuer zu löschen.

Weltwoche: Der Chef des französischen Generalstabs, François Lecointre, hat gewarnt, dass jeder aktive Angehörige des Militärs, der den Brief unterschreibe, wegen Verletzung der Regeln der politischen Neutralität, der Armeeangehörige verpflichtet sind, bestraft werde. Was sagen Sie dazu?

Delawarde: Lassen wir doch die Franzosen selbst antworten. Gemäss der oben erwähnten Umfrage sind 64 Prozent gegen diese Sanktionen. Das heisst, das französische Volk akzeptiert diese Art von Sanktionen nicht. Die aktiven Kameraden haben der Zeitung, die ihren Brief veröffentlicht hat, ihre Namen offengelegt. Zu deren Schutz hat die Zeitung ihnen Anonymität gewährt. Wenn der Armeechef Zweifel an der Aktion hegt, muss er ein Meinungsforschungsinstitut aufbieten und innerhalb des gesamten Militärs eine Umfrage durchführen. Dann werden wir sehen, wie die aktiven Militärangehörigen denken.

Weltwoche: Denken wirklich alle aktiven Militärangehörigen so wie Sie?

Delawarde: Das hängt von den Rängen ab. Natürlich werden diejenigen, die Karriere gemacht haben und schon fast an der Spitze stehen und hoffen, einen weiteren Streifen zu verdienen, vorsichtig sein und sich gegen uns stellen. Das sind Leute, die ich Höflinge nenne.

Weltwoche: Warum waren es die alten Generäle, die die Initiative ergriffen haben, und nicht das Volk oder die Polizei, die direkt in den Banlieues im Einsatz steht?

Delawarde: Weil wir vielleicht aufmerksamer sind, was die Zukunft unseres Landes angeht. Wir hatten Einsätze in Bürgerkriegen,

«Wir müssen unentwegt versuchen, die Islamisierung und die Gewalt zurückzudrängen.»

in Bosnien und anderswo. Wir wissen, was Bürgerkrieg bedeutet, und wir wollen in unserem Land auf keinen Fall solche Zustände. Das französische Volk befindet sich oft in einem Zustand der Resignation und hat auf diesen Aufruf gewartet, der von der Mehrheit aller Parteien unterstützt wird.

Weltwoche: Gibt es ausserhalb der Armee tatsächlich eine breite Unterstützung für Ihr Anliegen?

Delawarde: Unser Brief der Ex-Militärs, den ich unterschrieben habe, wird gemäss Umfrage von 58 Prozent der Bevölkerung unterstützt. Von den Anhängern des derzeitigen Präsidenten, Emmanuel Macron, unterstützen 46 Prozent unsere Initiative. Und von der sozialistischen Partei unterstützen uns 43 Prozent. Es ist also keine rechtsextreme Initiative, wie immer wieder berichtet wird. Selbst unter den Grünen zählen wir 36 Prozent Unterstützung. Wenn die Regierung nicht handelt, wird dies sicherlich Folgen bei den nächsten Wahlen haben. Die Regierung wird an der Urne mit einer Ohrfeige abgestraft. Bis anhin hat sie nichts unternommen. Sie hält die Schleusen der Zuwanderung aus dem Süden, aus dem Mittelmeerraum, weiterhin offen.

Weltwoche: Sie meinen die Zuwanderung von Muslimen?

Delawarde: Das ist es, genau. Ich kenne viele Muslime, ich hatte Soldaten, die grossartige Kerle waren, ich war mit ihnen in Kriegseinsätzen, es ist keine Frage der Religion, es ist eine Frage des Radikalismus.

Weltwoche: Ihr Brief endet mit folgender Ankündigung: «Diejenigen, die unser Land führen, müssen den Mut finden, diese Gefahren auszumerzen.» Was genau muss Ihrer Meinung nach die Regierung nun dringend tun?

Delawarde: Was wir fordern, ist ganz einfach: Die Gesetze der Republik müssen durchgesetzt werden. Das wird heute nicht mehr getan. Es herrscht Chaos, und das Chaos muss

gestoppt werden. Anstatt diese gesetzlosen Zonen immer weiterwachsen zu lassen, müssen diese verlorenen Gebiete Stück für Stück zurückgewonnen werden.

Weltwoche: Halten Sie das für möglich? Ist es dafür nicht zu spät?

Delawarde: Ja, Sie mögen recht haben, aber wir sollten es zumindest versuchen. Denn wenn wir nichts tun, können wir das Land verlassen. Wir müssen unentwegt versuchen, die Islamisierung und die Gewalt zurückzudrängen. Der Migrationsfluss muss gestoppt werden.

Weltwoche: Kritiker werfen den Unterzeichnern Putschabsichten vor. Was sagen Sie dazu?

Delawarde: Unser Brief ist kein Ultimatum, er ist lediglich eine Warnung. Wenn dieses Problem heute nicht gelöst wird, wird es sich verschlimmern, und morgen wird es viel schwieriger zu lösen sein. Es sind unsere Kameraden in den aktiven Streitkräften, die unter der Leitung des Präsidenten der Republik diesen Konflikt ausfechten müssen, wenn die Dinge ausser Rand und Band geraten. Offensichtlich will keiner von uns, dass das geschieht.

*Harris Interactive, Réactions des Français à la tribune des militaires dans Valeurs actuelles.

Die im Artikel zitierten Briefe und Umfragen sind nachzulesen auf www.weltwoche.ch/Dokumente

General Dominique Delawarde, 73, leistete 46 Jahre aktiven Dienst. Er führte Einheiten der Fremdenlegion und der Gebirgsjäger und war führender Experte für elektronische Kriegsführung. Delawarde beendete seine Karriere 2005 als Stabschef des Kommandos der 24 Heeresausbildungsschulen. Er ist Offizier der Ehrenlegion und gehört keiner politischen Partei an.

VALUES WORTH SHARING

«Werden Sie Teil einer Bank, für die nicht nur Geld zählt.»

Elena Sager,
LGT Mitarbeiterin seit 2006



Private
Banking

lgt.ch/values

Methusalem-Komplott

Die Polit-Senioren Christoph Blocher und Ulrich Schlüer sind die eigentlichen Schachmattsetzer des Rahmenabkommens. Sie sahen die Gefahr, als niemand sie sehen wollte.

Marcel Odermatt

Wenn das institutionelle Abkommen zwischen der Schweiz und der EU scheitert, hat das drastische Auswirkungen auf die Politik der Eidgenossenschaft. Wie beim Nein der Stimmbürger zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) 1992 lehnt das Land in einem Richtungsentscheid erneut eine verstärkte Anbindung an den Staatenbund ab. Die Konsequenzen dieses Beschlusses werden alle spüren, die hier leben.

Wie oft in der Geschichte, verantworten es Einzelpersonen, dass eine Gesellschaft den einen oder anderen Weg einschlägt. Beim Deal mit dem Staatenbund stehen zwei alte Männer im Fokus, die früh realisiert haben, welche Bedeutung der Vertrag mit dem sperrigen Namen für die Schweiz hat: alt Bundesrat Christoph Blocher und alt Nationalrat Ulrich Schlüer.

Drähte liefen heiss

Aufgeweckt wurden die beiden SVP-Urgesteine am 21. Dezember 2012. Der damalige EU-Kommissions-Präsident José Manuel Barroso schickte seiner Amtskollegin Eveline Widmer-Schlumpf (Ex-BDP, heute «Die Mitte») einen Brief. Im Schreiben verlangte der Portugiese, die «institutionelle Anbindung» der Schweiz an den Gesetzgebungsprozess der EU. Andernfalls seien bilaterale Verhandlungen nicht mehr möglich. Der Bundesrat und ihr Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) reagierten umgehend und schlugen vor, die «institutionelle Anbindung» in einem alle bestehenden vertraglichen Vereinbarungen überlagernden Rahmenvertrag festzulegen.

Dann ging alles ruck, zuck. Bereits am 13. Mai 2013 unterschrieb der damalige Staatssekretär Yves Rossier für die Schweiz ein «Non-Paper», eine informelle Übereinkunft über ein Rahmenabkommen zwischen der Schweiz und der EU. «Das löste in den die Europapolitik verfolgenden Kreisen der SVP Alarm aus. Für uns war es von Anfang an ein Unterwerfungsvertrag», erinnert sich Ulrich Schlüer. Die Drähte zwischen Blocher und Schlüer liefen heiss. Christoph Blocher leitet die rasche Bildung eines Komitees ein, dass sich einzig auf die Ablehnung

dieses Rahmenvertrages konzentrieren sollte. Zur formellen Gründung der Gruppierung «EU-No» kam es im Herbst 2013 – Blocher übernahm das Präsidium, Schlüer die Geschäftsführung.

Seit dann arbeiten die beiden Senioren mit letzter Konsequenz daran, das InstA zu verhindern. Wenn sie etwas nicht verstanden oder sie einen Widerspruch bemerkten, gingen sie der Sache sofort akribisch auf den Grund. Zum Beispiel



Dann ging alles ruck, zuck:
SVP-Urgesteine Blocher und Schlüer.

im Spätsommer 2013: An einer Pressekonferenz hörte Blocher, dass Bundesrat Burkhalter den Begriff «Schiedsgericht» verwendete. Sofort rief er Schlüer an, ob er wisse, was der FDP-Magistrat damit meine. Sein jahrzehntelanger Kampfgefährte verneinte und versprach, sich schlauzumachen. Das ehemalige Mitglied der Aussenpolitischen Kommission der Grossen Kammer bekam in Bern die Erklärung, Burkhalter habe den Begriff verwendet, obwohl er in den schriftlichen Unterlagen des Point de Presse nicht enthalten sei. Eine vom Bundesrat festgelegte Definition zur Funktion und Bedeutung eines solches Schiedsgerichts liege gar noch nicht vor.

In einer Beurteilung lagen sie jedoch falsch. Die SVP-Methusalems – mittlerweile 80 und 76 Jahre alt – gingen davon aus, dass die Abstimmung über den Rahmenvertrag bereits 2014, spätestens aber 2015 stattfinden würde. Ulrich Schlüer: «Wir befürchteten, dass der Bundesrat ein Eilverfahren wählt, wie es bereits mehr-

fach Tatsache geworden ist – wie zum Beispiel beim Schengener Abkommen.» 2004 peitschte der Bundesrat die Beschlussfassung in beiden Räten in der gleichen Session durch.

Doch der Bundesrat getraute sich nicht, hatte Angst vor einem Urnengang. Die Landesregierung zögerte, und Blocher und Schlüer sahen ihre Chance kommen. «Inzwischen hatten sich über hundert grössere und kleinere Organisationen, von EU-No je einzeln und ausführlich kontaktiert, der Argumentation von EU-No mehr oder weniger angeschlossen», erzählt Schlüer. Allerdings – und hier lag die Sorge der zwei Verbündeten – konnte die SVP die geschlossene Ja-Front aller übrigen Fraktionen zum Rahmenvertrag im Parlament nicht aufbrechen. Die beiden waren zu diesem Zeitpunkt immer noch einsame Rufer in der Wüste – die Andockungsanhänger fühlten sich auf Kurs.

Gründe für das Scheitern

Dass sich das Blatt dann doch noch wendete, hat für das Duo drei Gründe. Einerseits das Versprechen von FDP-Bundesrat Ignazio Cassis, im Falle seiner Wahl beim Abkommen den Reset-Knopf zu drücken. «Uns war sofort klar, dass aufgrund des Standes der Verhandlungen und Absprachen zwischen Brüssel und Bern ein solches Versprechen im luftleeren Raum stand», sagt Schlüer. Sein Zurückrudern-Müssen habe die Chancen von EU-No verbessert, den Vertrag zu verhindern. Andererseits habe eine Aussage von FDP-Präsidentin Petra Güssi, das Abkommen nur zu akzeptieren, wenn die Guillotineklausele falle, die Wahrscheinlichkeit erhöht, das InstA zu beerdigen. Wer die Abmachung und die Umstände seines Zustandekommens studiert habe, wisse, dass Brüssel «nie und nimmer» dieses Versprechen erfüllen würde. Drittens erwähnen die alten Kämpen den Prozess in der Wirtschaft, die die Unterstellung der Schweiz unter EU-Recht mit Blick auf die wirtschaftliche Handlungsfreiheit erkannte und öffentlich verkündete.

Zwei SVP-Senioren im Spätherbst ihrer Laufbahn: Wenn das Rahmenabkommen scheitert, wäre das einer der grössten Erfolge ihrer langen Karrieren.

Geschäftsmodell Ehe

Bill und Melinda Gates beenden ihre Show als Gutmenschenpaar. Neben den Milliarden kann Melinda mit einem Sympathiebonus rechnen.

Mathias Binswanger

Eigentlich muss man Bill und Melinda Gates bewundern. Sie haben es 27 Jahre miteinander ausgehalten. Das ist weit mehr als die Durchschnittsdauer einer Ehe. Diese liegt in der Schweiz zurzeit bei etwas mehr als 15 Jahren. In den USA, wo auch zwischen Ehepartnern eher eine «Hire-and-Fire-Mentalität» herrscht, beträgt sie hingegen nur 8 Jahre. Da brauchen sich die beiden also nichts vorzuwerfen.

Etwas befremdet ist man allerdings, wenn man das gemeinsam verfasste Statement zur Scheidung liest. Da heisst es: «Nach sorgfältigen Überlegungen und intensiver Analyse unserer Beziehung sind wir zu der Auffassung gelangt, unsere Ehe zu beenden. Wir haben drei unglaubliche Kinder grossgezogen und eine Stiftung aufgebaut, die global tätig ist und allen Menschen hilft, ein gesünderes, produktiveres Leben zu führen. Wir teilen weiterhin den Glauben an diese Mission.»

Klischeehaft und unauthentisch

Wie schön! Das klingt, als ob die PR-Abteilung einer Firma einen Presstext formuliert hat, in dem es darum geht, einen Skandal herunterzuspielen. Wahrscheinlich war es auch so. Dermassen klischeehaft und unauthentisch können nur Kommunikationsfachleute schreiben. Wenn wir nur drei Worte austauschen, dann klingt das Statement so: «Nach sorgfältigen Überlegungen und intensiver Analyse unserer Beziehung sind wir zu der Auffassung gelangt, unsere Zusammenarbeit zu beenden. Wir haben drei unglaubliche Produkte auf den Markt gebracht und eine Stiftung aufgebaut.»

Mit der gleichen Formulierung hätte man auch das Ende einer Geschäftsbeziehung beschreiben können. Die in Bezug auf Prominente allwissende *TMZ* schrieb denn auch, dass die Trennungserklärung der beiden seit Monaten geplant gewesen sei. Ursprünglich sollte das Ehe-Aus schon im März bekannt gegeben werden. Aber wahrscheinlich hatten PR-Berater davon abgeraten, weil der damalige Zeitpunkt aufgrund der hohen Corona-Fallzahlen als nicht günstig erachtet wurde.



Tue Gutes, damit man über dich spricht:
Ex-Gattin Gates.

Tatsächlich wissen wir nicht, wie viel realer Bill und wie viel reale Melinda noch in der Marke «Bill und Melinda Gates» drinsteckt, welche uns von den Medien aufgetischt wird. Diese Marke wurde schon längst auf ein politisch korrektes Gutmenschenpaar zurechtgestutzt, welches nur noch die Karikatur eines real existierenden Ehepaars darstellte. Für die Betroffenen kann diese Rolle aber ziemlich anstrengend sein. Wenn man

Wir könnten schreiben: Ein Reicher ist entweder ein Ungerechter oder der Ehegatte eines Ungerechten.

sich ständig grossartig geben muss, als man tatsächlich ist, färbt das auf das reale Leben ab und wird früher oder später zur Überforderung.

Schon harmlosere Selbstdarstellungen als dauernd glückliches Paar oder stets intakte Familie sorgen bei Prominenten für erheblichen Stress. Clevere Leute wie Harald Schmidt schirmen ihren Ehepartner beziehungsweise ihre Familie deshalb von der Öffentlichkeit ab und verzichten auf solche Inszenierungen. Aber bei den meisten siegt Mediengeilheit über Vernunft. Das gilt ganz besonders, wenn man wie Bill und Melinda Gates so viel Gutes tut, und

dies dem Rest der Menschheit permanent mitteilen möchte. Denn bekanntlich lautet die Devise: Tue Gutes und sprich darüber. Treffender würde die Formulierung allerdings lauten: Tue Gutes, damit man über dich spricht!

Lehren aus dem Lukas-Evangelium

Kommt es dann zur Scheidung ist die Frau meist in der moralisch besseren Position. Erstens gilt der Mann a priori als Schuldiger einer Trennung, weil er seine Frau tatsächlich oder vermeintlich betrogen, vernachlässigt oder lieblos behandelt hat. Doch es gibt noch einen zweiten, entscheidenden Grund. Im Normalfall hat der Ehemann wie im Fall von Bill and Melinda Gates auch den Hauptteil des Vermögens erwirtschaftet. Das erzeugt nicht selten böses Blut bei Konkurrenten, ehemaligen Mitarbeitern oder auch bei der Öffentlichkeit. Anhäufung von Reichtum verlangt nämlich manchmal auch unzimperliches Verhalten gegenüber den Mitmenschen, die das wenig schätzen. Demzufolge haben viele Menschen das Gefühl, es geschehe den Milliardären dieser Welt eigentlich recht, wenn sie einen grossen Teil ihres Vermögens bei einer Scheidung wieder verlieren.

Im Lukas-Evangelium steht ja der Satz: Ein Reicher ist entweder ein Ungerechter oder der Erbe eines Ungerechten. Im Idealfall ist man letzteres. Als Erbe eines Ungerechten kann man Reichtum ungeniert geniessen, ohne dass einem jemand Vorwürfe macht. Wenn wir die Bibel etwas paraphrasieren könnten wir schreiben: Ein Reicher ist entweder ein Ungerechter oder der Ehegatte eines Ungerechten. Auch in diesem Fall ist die zweite Option wesentlich besser.

Wenn Melinda und Bill Gates in Zukunft getrennt daran arbeiten, Menschen ein gesünderes und produktiveres Leben zu ermöglichen, dann startet Melinda Gates mit einem Sympathiebonus. Dafür hat Bill Gates die Möglichkeit wieder vermehrt selbst ein gesünderes und produktiveres Leben zu führen.

Mathias Binswanger ist Ökonom und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten sowie Privatdozent an der Universität St. Gallen.

Die Blindflieger

Seit einem Jahr hält die Corona-Task-Force die Schweiz mit Horrorszenarien in Atem. Die Schadensbilanz kann sich sehen lassen.

Hubert Mooser

Professor Martin Ackermann hat immer eine Antwort parat: Als er vergangene Woche von einem Journalisten der CH-Media-Zeitungen mit dem von ihm und seiner Swiss National Covid-19 Science Task Force verbreiteten Szenarien mit täglich 10 000 von Fällen, falls man Beizen und andere Einrichtungen rasch öffne, konfrontiert wurde, gab der Biologe zurück: «Bei den Modellen handelt es sich – wie wiederholt öffentlich betont – explizit nicht um Prognosen.» Der Task-Force-Präsident wäscht seine Hände in Unschuld. Fakt ist jedoch, dass sich diese erlauchte Expertenrunde wieder einmal verrechnet hat.

Und zur Entschuldigung schiebt Ackermann jetzt auch noch das Wetter vor. Er gehe von drei möglichen Punkten aus, die man falsch eingeschätzt habe – unter anderem das mildere Wetter. «Sobald es wärmer wird, hat das einen Einfluss auf das Verhalten der Menschen und

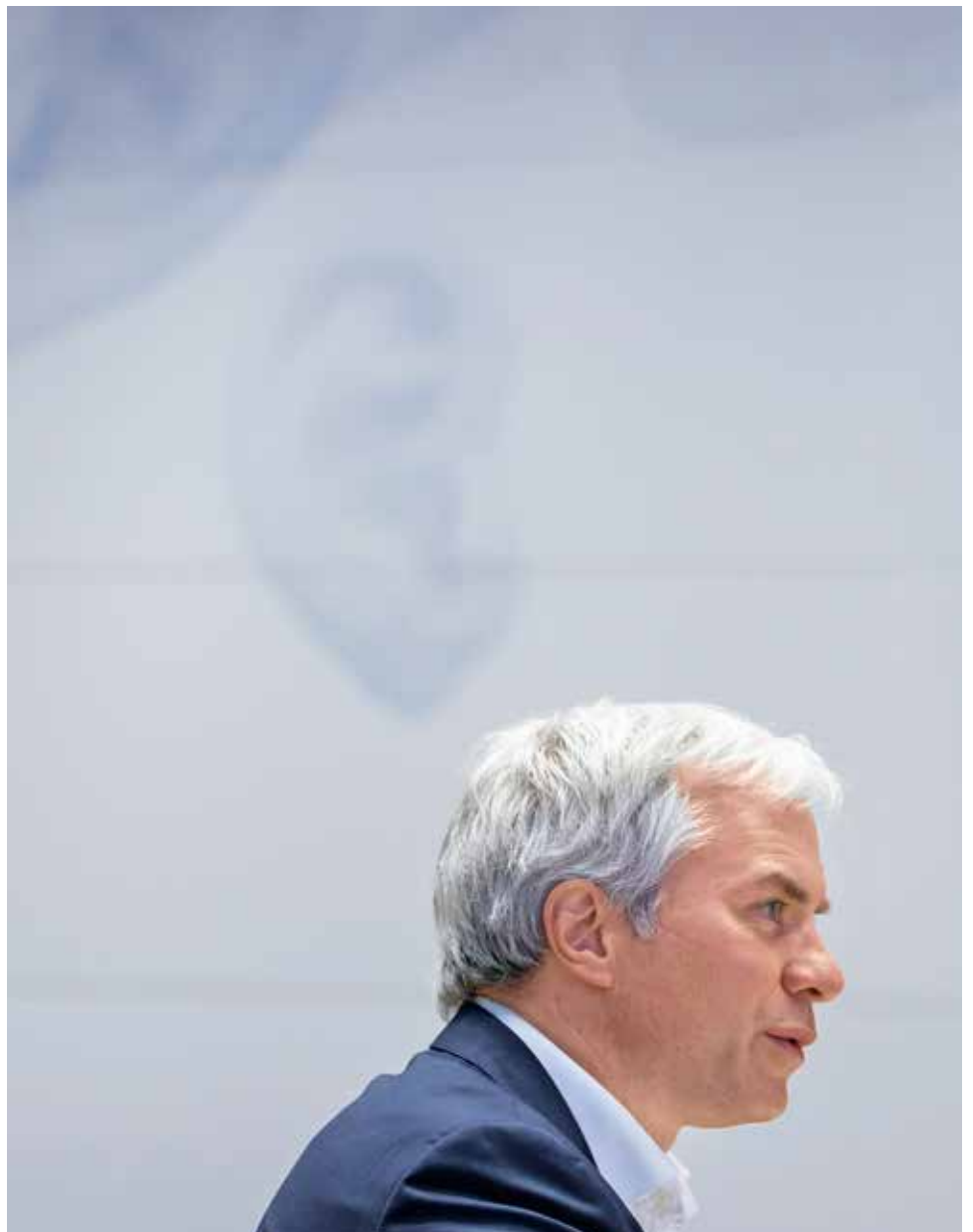
«Ich vermisse manchmal gesunden Menschenverstand», sagt Ständerat Hans Wicki.

auf ihre Empfänglichkeit für das Virus», sagt der ETH-Professor in einem Interview mit der NZZ am Sonntag.

Das ist absurd, denn laut Meteorologen war der April 2021 hierzulande einer der kältesten der vergangenen 40 Jahre. Ackermanns Erklärung zeigt, wie die Corona-Task-Force mit abenteuerlichen Erklärungen versucht die eigenen abstrusen Modelle schönzureden und zu verteidigen.

Schall und Rauch

Tatsächlich waren all die schlimmen Szenarien von Ackermann und seinen Kollegen Schall und Rauch. Die Fallzahlen sind seit Öffnung der Gartenbeizen nicht explodiert, sie bildeten sich stattdessen zurück. Für die Task-Force hat das jetzt ein Nachspiel. Der Zürcher Nationalrat Thomas Matter bezeichnet in einem Video die jeweiligen Aussagen der Task-Force-Mitglieder als «Horrormärchen» und als «Covid-



Ohne Wimpernzucken: Professor Ackermann.

Alarmismus». Seine Partei, die SVP, verlangt, dass das Gremium per sofort aufgelöst wird.

Auch der Nidwaldner Ständerat Hans Wicki (FDP) ist mit der Leistung der Task-Force unzufrieden. «Ich vermisse manchmal gesunden

Menschenverstand», sagt er. Oder liegt es vielleicht auch daran, dass Ackermann und seine Leute nicht kommunizieren können, wie Wicki vermutet? «Ich frage mich jedenfalls, ob es notwendig ist, den Worst Case zu verkünden, der

dann im Endeffekt ohnehin nicht eintreffen wird.»

Allerdings hat man zuweilen den Eindruck, die Wissenschaftler der Science-Task-Force gäben sich richtig Mühe, dass man sie in der Öffentlichkeit als Botschafter des Schreckens wahrnimmt. So kam der Vizepräsident des Gremiums, Urs Karrer, Infektiologe am Kantonsspital Winterthur, vor einer Woche wieder einmal auf die britische Virusvariante zu sprechen. Er verkündete ohne Wimpernzucken, diese führe etwa 50 Prozent häufiger zum Tod als die früher dominierende Virusvariante. Verbreitet der Vizepräsident der Science-Task-Force wissentlich falsche Angaben über die britische Mutation? Oder stützt sich Karrer nur auf jene Untersuchungen ab, die ihm ins Konzept passen?

Mit der britischen Mutation verhielt es sich folgendermassen: Anfang Jahr verkündeten die Experten in ganz Europa, der britische Mutant sei der Hauptgrund, weshalb die Neuinfektionen aktuell so stark ansteigen würden. Zunächst hiess es, diese Corona-Variante sei nicht bloss ansteckender, sondern auch häufiger tödlich. Die Geschichte wurde auch vom BAG und von Bundesrat Berset Ende März und Anfang April 2021 bei öffentlichen Auftritten immer wieder verbreitet, um die rasche Öffnung der Beizenterrassen zu verzögern.

Alte Geschichten aufgewärmt

Dann wurden in den Fachmagazinen *The Lancet Infectious Diseases* und *The Lancet Public Health* die Ergebnisse von zwei unabhängigen Studien publiziert, dass der britische Mutant zwar ansteckender, allerdings nicht tödlicher sei. War es Zufall oder nicht: Berset gab sich plötzlich bei den Pressekonferenzen etwas zurückhaltender, was die Gefährlichkeit des Mutanten betraf. Dafür wärmte nun Karrer die in Studien widerlegte Geschichte von der Gefährlichkeit des Briten-Mutanten wieder auf.

Eine Frage ist, wie stark solche Schauer-märchen der Task-Force in die Papiere einfließen, die dem Bundesrat zur Beurteilung der Situation vorgelegt werden. Eigentlich sind die Rollen klar verteilt: Die Task-Force stützt sich ausschliesslich auf wissenschaftliche Erkenntnisse bei der Beurteilung der Situation; das BAG muss gesellschaftliche, politische und juristische Aspekte bei seinen Abwägungen mitberücksichtigen.

Nur hat sich die Task-Force nie auf ihre Rolle als beratendes Gremium beschränkt. Die Mitglieder drängten stattdessen an die Öffentlichkeit und übten Druck auf den Bundesrat und die öffentliche Meinung aus. Und selbst wenn der Bundesrat zunächst beschloss, den Empfehlungen des Gremiums nicht zu folgen, bekam die Task-Force am Ende fast immer recht, weil der Bundesrat die empfohlenen Massnahmen nachträglich diktierte.



Das änderte sich erst am 18. April, als die Landesregierung Gartenbeizen und andere öffentliche Einrichtungen nach anhaltenden Protesten in der Öffentlichkeit endlich aufsperrte und weitere Öffnungsschritte ankündigte. Prompt beklagte sich hinterher Ackermann gegenüber Zeitungen: Man sei zur Öffnung nicht konsultiert worden und habe sich nicht dazu äussern können.

Nur: Warum hätte der Bundesrat die Task-

Es gab Zeiten, da fluchte man selbst im engsten Zirkel um Alain Berset über die Mitglieder der Task-Force.

Force beiziehen sollen? Haben sich diese und ihre Mitglieder seit ihrer Konstituierung im Frühjahr 2020 schon einmal etwas anderes als Verschärfungen und Fortführung des Shutdowns einfallen lassen? Wo blieben die kreativen Ideen der insgesamt siebzig Wissenschaftler zur Bewältigung der Pandemie?

Szenarien, Analysen, Modelle

Es ist ja auch nicht so, dass erst jetzt Kritik aufkommt. Hans Wicki und andere bürgerliche Politiker, namentlich aus den Reihen der SVP, bemängelten schon im vergangenen Jahr die Qualität des wissenschaftlichen Outputs der Task-Force. Für den Nidwaldner ist das Gremium zu einseitig zusammengestellt. Auch habe der Bundesrat die Arbeit zu wenig kritisch hinterfragt, obwohl die Task-Force von Anfang an mit teils nicht nachvollziehbaren Prognosen und mit Panikmache den Bundesrat zu immer schärferen Massnahmen drängte. Dass die Bergrestaurants ihre Terrassen nicht öffnen durften, war eine Folge des zu grossen Einflusses der Task-Force, die sich gegen jegliche Öffnungen sträubte. Das war auch der Moment, als für viele Politikern das Fass überlief.

In der Dezembersession 2020 und in der Frühlingssession 2021 hagelte es Vorstösse und kritische Anfragen zur Task-Force. Die von diesen Forschern erstellten Szenarien, Ana-

lysen und Modelle hätten sich regelmässig als falsch erwiesen, bekam man zu hören. Die vorgelegten spektakulären Raten von schweren Fällen, Krankenhausaufhalten und Todesfällen fussten offenbar auf fehlerhaften Modellierungen, schrieben diverse Medien und Online-Plattformen.

Es gab Zeiten, da fluchte man selbst im engsten Zirkel um Gesundheitsminister Berset über die Mitglieder der Task-Force, die jede Massnahme des Bundesrats kritisierten. Aber nachdem sich Parlament, Medien und Öffentlichkeit auf das Gremium eingeschossen hatten, stellte Berset sich plötzlich vor die Wissenschaftler. Lag es vielleicht daran, dass die Task-Force ihm zuvor öffentlich vorgeworfen hatte, er habe die Warnung der Wissenschaftler vor einer zweiten Welle im Herbst 2020 ignoriert? Nach einem ruhigen Sommer explodierten die Zahlen damals tatsächlich.

Heiligsprechung durch den Bundesrat

In der Pressekonferenz vom 3. Februar 2021 sprach der Gesundheitsminister die Task-Force jedenfalls fast heilig: Alles, was die Experten an Szenarien modelliert hätten, finde jetzt statt. Die Situation sei aktuell so wie auf dem Höhepunkt der zweiten Welle im Oktober 2020. In den täglich publizierten Zahlen spiegelte sich das aber trotzdem nicht. Am 3. März zitierte Berset die Modelle der Task-Force, die von einer dritten Welle ausgingen. Auch diese Horror-szenarien bewahrheiteten sich bisher nicht.

Soll der Bundesrat das Gremium auflösen, wie die SVP findet? «Um die Task-Force aufzulösen, ist es zu früh. Die Pandemie ist ja noch nicht zu Ende», findet Wicki. «Aber die Qualität muss hinterfragt werden.»

An advertisement for Reichmuth & Co Privatbankiers. The top part shows a blue train with 'REICHMUTH & CO' and 'PRIVATBANKIERS' written on it, moving through a green landscape with mountains in the background. Below the train, there is a yellow-bordered text box containing the text: «Realwerte mit attraktiven Cashflows». At the bottom, there is a small logo and the text: Lesen Sie den Check-Up unter: www.reichmuthco.ch

Ausländer am Steuer, ungeheuer

Weshalb ausländische Autofahrer in der Schweiz zum Sicherheitsrisiko werden.

Thomas Renggli

Es traf die russische Autolenkerin wie ein Blitz aus heiterem Himmel. War es wirklich dieser unförmige graue Kasten am Strassenrand, der ihre leicht überhöhte Geschwindigkeit in der 50er-Zone erfasst hat? Frei nach dem Motto «Vertrauen ist gut, Kontrolle besser» wendete die jungen Frau ihren VW Golf und trat in der entgegengesetzten Richtung nochmals aufs Gas – und wieder löste sich dieser mysteriöse Lichtimpuls aus. Noch immer glaubte die Frau an ein Missverständnis. Doch als nach der dritten Passage das «Naturphänomen» erneut auftrat, gab sie sich geschlagen. Ein paar Wochen später folgte die Quittung per Post: Wegen wiederholter Geschwindigkeitsübertretung musste die Frau eine Busse im hohen dreistelligen Bereich bezahlen.

Was tönt wie ein schlechter Witz, ist erstens wahr – und zweitens auf die kulturellen und infrastrukturellen Unterschiede zwischen der Schweiz und Russland zurückzuführen. Denn zwischen St. Petersburg und Wladiwostok sind Blitzkästen ähnlich selten wie demokratische Wahlen. Und wer von der staatlichen Obrigkeit mit ein paar Kilometern zu viel auf dem Tacho erwischt wird, kann die Schuld in der

«Es ist kein Zufall, dass man in Mumbai kaum ein Auto mit Aussenspiegeln sieht.»

Regel auf dem kurzen Dienstweg (und ohne Protokoll) gleich beim Polizisten begleichen. Gleiches gilt für das Erlangen des Führerausweises. Eine Handvoll Rubel-Noten (oder umgerechnet rund 100 Franken) genügt, um den Beweis der Strassentauglichkeit auch ohne Prüfung abzuliefern. Der Führerausweis mit Foto ist in diesem Betrag inbegriffen.

Nachhilfe wäre nötig

In der Schweiz gilt die Russin damit aber noch nicht als fahrtauglich. Sie muss zuerst einen Sehtest bestehen und mit einem Prüfungsexperten des Strassenverkehrsamt

eine Kontrollfahrt absolvieren. Diese dauert in der Regel 30 Minuten und soll bestätigen, dass der oder die Aspirant/-in das Auto unter Kontrolle hat. Eine Theorieprüfung dagegen ist nicht nötig.

Noch leichter kommen Einwanderer aus EU- oder Efta-Staaten sowie aus Andorra, Australien, Israel, Japan, Kanada, Südkorea, Marokko, Monaco, Neuseeland, San Marino, Singapur, Taiwan, Tunesien und den USA zum Permit. Bei ihnen genügt der Sehtest zur freien Fahrt.

In der Branche der Fahrlehrer beurteilt man diese helvetische Praxis durchaus kritisch. Denn so gehen dem Gewerbe zahlreiche Kunden verloren. Nimmt man den derzeitigen Preis

einer Fahrstunde (90 Franken) und die durchschnittliche Vorbereitungszeit auf die Prüfung von 32 Stunden zum Massstab, macht der Umsatzverlust pro Fahrschüler/-in 2880 Franken aus; ein Betrag, den die Schweizer Jungfahrer anstandslos bezahlen.

Und auch Schweizer Seniorinnen und Senioren müssen ab dem 75. Geburtstag ihre Fahrtauglichkeit im Zweijahresrhythmus beweisen. Da kann man es nachvollziehen, dass bei der Gastfreundschaft gegenüber ausländischen Autofahrern beim einen oder anderen ein schlechtes Gefühl aufkommt.

Dabei hätten selbst Lenker aus grossen Industrienationen ein wenig Nachhilfe bitter nötig. Ein Fahrlehrer, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, sagt: «Die schlechtesten Autofahrer kommen in der Regel aus den USA. Sie finden sich in unserem Strassennetz nur schlecht zurecht. Eine Schweizer Autobahn ist in ihrer Wahrnehmung wie eine Quartierstrasse.» Zu den Lenkern mit improvisiertem und unberechenbarem Stil gehören auch die Vertreter der wachsenden indischen Gemeinde. Der Experte: «Sie fahren dort, wo es Platz hat. Es ist kein Zufall, dass man in Mumbai kaum ein Auto mit Aussenspiegeln sieht.»

Grenzüberschreitende Freifahrt

In der Schweiz wird man mit dem von ausländischen Autolenkern verursachten Sicherheitsrisiko leben müssen. Denn die Verträge mit EU und Efta regeln die grenzüberschreitende Freifahrt. Eine nach Nationalitäten aufgeschlüsselte Unfallstatistik kann (oder will?) weder die Beratungsstelle für Unfallverhütung noch die Suva vorweisen, doch nimmt man die Parameter der privaten Autoversicherungsanbieter zum Nennwert, gibt es deutliche Indizien: Wer jung ist und aus dem (östlichen) Ausland stammt, bezahlt die höheren Prämien.

Womit wir wieder bei der Russin und dem fiesen Blitzer wären. Die praktische Erfahrung ersetzte in diesem Fall den umständlichen Theorieunterricht – allerdings zu einem denkbar ungünstigen Kosten-Nutzen-Verhältnis für die Junglenkerin.



Revue des deutschen Psycho-Theaters

Die Affäre um Boris Palmer, Jens Lehmann und Dennis Aogo hat alles, was es braucht: Es geht um Fussball und Mallorca, Gutmenschentum und deutsche Schuld.

Matthias Matussek

Der laufende, ach was: rasende Irrsinn deutscher Hexenjägerei hat mit dem drohenden Rausschmiss des populären grünen Tübinger Oberbürgermeisters Boris Palmer aus seiner Partei einen Höhepunkt erreicht. Einen sicher nur vorläufigen, allerdings nach meinem Dafürhalten einen der lustigsten, denn er bietet eine Revue des deutschen Psycho-Theaters: Fussballhelden und Mallorca, gezinktes Gutmenschentum und deutsche Schuld, vor allem aber die Lust am Pranger.

Der einstige Profi Dennis Aogo, Linksverteidiger des HSV, Sohn eines nigerianischen Vaters, also schwarzer Hautfarbe, kommentierte auf Sky eine Fussballpartie zwischen Manchester City und Paris Saint-Germain.

Nach der Sendung schaute er auf seinem Handy nach Reaktionen auf seinen Auftritt, fand aber enttäuschenderweise nur eine einzige Meldung auf Whatsapp, und selbst die war offenbar nicht an ihn gerichtet. «Ist Dennis eigentlich euer qotenschwarzer [Smiley]?»

Sie stammte von der Torwartlegende Jens Lehmann, ebenfalls öfter als Experte bei Sky im Einsatz. So mal kurz rausgehauen, ohne über eine Veröffentlichung im Deutschen Historischen Museum nachzudenken, wo sein Spickzettel aus dem Elfmeter-Krimi der WM 2006 gegen Argentinien ausgestellt ist.

Auf dem hatte ihm sein Torwarttrainer die vermutlichen Ecken notiert, die sich die Argentinier wählen würden. Lehmann hielt zwei der Schüsse und wurde zum Nationalhelden. Im Gegensatz zu Aogo, der seine Karriere nach einer Reihe von Verletzungen aufgab.

«Wow! Dein Ernst?»

Nun aber bot sich doch die allerschönste Chance, zum Gesprächsthema zu werden. Statt den Irrläufer wegzudrücken und sich Lehmann eventuell privat vorzuknöpfen, wählte Aogo seinen Instagram-Account, um einen Screenshot der Lehmann-Nachricht mit den Worten «Wow! Dein Ernst?» zu veröffentlichen, wobei ihm der Jubel wohl so rausrutschte.

Worauf in den sozialen Medien und bald darauf überall die Hölle losbrach. *Bild* brachte die



Ewiger Störenfried:
Oberbürgermeister Palmer.

«unfassbare Whatsapp von Lehmann», ohne zu erklären, warum sie unfassbar sei, denn Quotenschwarze gibt es in den USA seit der Affirmative-Action-Gesetze, so wie es bei uns die Quotenfrau in DAX-Unternehmen gibt.

Auch Parteien wie die Grünen haben die Quote, weshalb deren Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock heisst und nicht Robert Habeck. Der Filmindustrie sind seit neuestem Quoten-Schwarze, -Schwule, -Asiaten und sonstige Benachteiligte vorgeschrieben, sollte sie sich um Oscars bemühen wollen.

Doch nun nahm der «Rassismus»-Vorwurf seine eigene Dynamik auf. In der *Bild* meldete sich Frau Aogo, mit aufgeknöpfter Bluse, die ihre Silikonbrüste prächtig zur Geltung brachte, unter der Zeile «Ich schäme mich manchmal, dass ich Deutsche bin».

Allerdings hatte sich ihr Mann in der genannten Sendung verplappert, als er meinte, «Man City» würde «bis zum Vergasen trainieren». Um Gottes willen! Vergasen, im deutschen Fernsehen!

Plötzlich lag also reichlich viel deutsches Psycho-Gerümpel im öffentlichen Raum

herum und musste abgetragen werden. Dennis Aogo nahm sofort Haltung an. «Dieses Wort darf man selbstverständlich in überhaupt keinem Zusammenhang verwenden.» Und was Jens Lehmann betraf, befand er grosszügig: «Jeder hat eine zweite Chance verdient.»

Der abstiegsgefährdete «Hauptstadtverein» Hertha BSC dagegen feuerte Lehmann aus dem Aufsichtsrat, denn «Hertha BSC distanziert sich von jeglicher Form von Rassismus».

Allzu verlogen

Das aber fand Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer, ein Kämpfer gegen die Machtspielchen politischer Korrektheit, dann doch allzu verlogen, denn kurz zuvor hatte er auf Facebook von einer jungen Frau diese Botschaft gelesen: «Hey Dennis Aogo, weisst du noch, wie du zu deiner HSV-Zeit meiner Freundin am Strand von Mallorca vorgeschlagen hast, sich mal einen – und ich zitiere – <dicken Neger-schwanz> zu <gönnen>? Du warst damals schon peinlich und bist es heute umso mehr!»

Also beschloss Boris Palmer, mitzumischen, denn «der Furor, mit dem Stürme im Netz Existenzen vernichten können, wird immer schlimmer». Er schrieb ironisch, «der Aogo ist ein schlimmer Rassist. Hat Frauen seinen dicken Neger-schwanz angeboten.»

Darin nun sahen die grünen Jakobiner die goldene Gelegenheit, den ewigen Störenfried Boris Palmer loszuwerden. Baerbock, mit schneidender Routine: «Die Äusserung von Boris Palmer ist rassistisch und abstossend. Sich nachträglich auf Ironie zu berufen, macht es nicht ungeschehen.»

Tja, nun gibt es fast niemanden, der nicht versucht hätte, aus der Affäre Kapital zu schlagen, zuletzt der blasse SPD-Kanzlerkandidat Olaf Scholz, ohnehin angeschlagen durch vermutete Steuergeschenke an eine Hamburger Privatbank und allerniedrigste Umfragewerte.

Er twitterte gehässig, die SPD habe sich immerhin Sarrazin vom Halse geschafft, was der CDU mit Maassen und den Grünen mit Palmer noch nicht gelungen sei.

Da allerdings vergeht mir doch das Lachen.

Schwarzmalerei und Spassbremsen

Eine nützliche Liste für den Hausgebrauch:

Wir präsentieren die zehn schlechtestgelaunten Journalisten der Schweiz.

Kurt W. Zimmermann

Der Griesgram: Gieri Cavelti



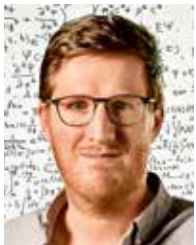
Bevor Gieri Cavelti Chefredaktor des *Sonntagsblicks* wurde, sass er in der Geschäftsleitung des Staatssekretariats für Migration. Dort bekämpft man mit einem Budget von über zwei Milliarden Franken das Elend dieser elenden Welt.

Das Redaktionsbudget von Cavelti ist nun deutlich kleiner, doch das Elend dieser elenden Welt ist seine Passion geblieben. Kein anderer Chefredaktor in der Schweiz ist so griesgrämig gelaunt wie Cavelti.

Alles geht den Bach runter, wenn man seine sonntäglichen Kommentare liest. Ohne Hilfe der EU enden wir im Schlund der Erde. CO₂ und Corona werden uns alle töten, falls uns der Rechtspopulismus nicht schon getötet hat, und sonst tötet uns unsere Hartherzigkeit gegenüber all diesen bereichernden Asylanten.

Wie verläuft ein normaler Tag auf dieser Welt? Cavelti weiss das genau. Was ist ein Tag, Cavelti? Seine wörtliche Antwort hat er aufgeschrieben: «24 Stunden, in denen scheinbar wenig passiert – und in Wahrheit wieder dutzendfach die Welt untergeht.»

Das Menetekel: Marc Brupbacher



Als eben die Corona-Ansteckungen rapide sanken, sank rapide auch die Stimmung von Marc Brupbacher, dem Leiter des Interaktiv-Ressorts des *Tages-Anzeigers*. Sein Ziel eines unerbittlichen Lockdowns bis ins Jahr 2025 war massiv gefährdet.

Brupbacher stellte darum eine tödliche Rechnung an. Weil immer mehr Schweizer geimpft oder genesen sind, gehen dem Virus die Opfer aus. Die sinkenden Fallzahlen sind darum in Wirklichkeit steigende Fallzahlen, weil sich die Ansteckungen auf immer weniger Köpfe verteilen. Folgerung: «Für junge Menschen ist das Risiko, schwer an Covid-19 zu erkranken,

so hoch wie noch nie.» Als solche Panikmache Kopfschütteln auslöste, griff Brupbacher noch tiefer in die Tiefe. Die Konzentration von Covid-Rückständen, wusste er, «nimmt im Abwasser stark zu». Mit anderen Worten: Hurra, hurra, die Ansteckungen explodieren!

Brupbacher ist das Menetekel des Schweizer Journalismus. Tag für Tag schreibt er mit geschwärtzter Hand dunkle Todesdrohungen an die Wand. Mene mene tekkel – gegen Brupbacher kann selbst König Bel-sazar einpacken.

Die Leidensgenossin: Nadine Woodtli



Von der Beobachtung unheilbar kranker Patienten kann sie nicht genug bekommen. In den Operationssälen verfolgt sie, wie das Personal unter dem Stress leidet. Grosses Leid, diesmal für Vierbeiner, verursacht auch der Handel mit Hundewelpen. Skrupellose Händler drehen den Spitälern untaugliche Hygienemasken an. Die Versicherungen von Zahnspangen sind bei den Kleinsten ein Riesenproblem. Und die Hoffnung auf ein paar zusätzliche Lebensmonate stirbt bei schwer an Krebs Leidenden zuletzt.

Nadine Woodtli vom «Kassensturz» ist eine erfahrene und eine gute Journalistin. Aber sie hat, wie keine sonst, eine Obsession für das Morbide. Wo kein Leid ist, kommt bei Woodtli keine Freude auf. Oder wie man dem auf Schweizerdeutsch sagt. Wenn Journalistin Woodtli ein Thema anpackt, dann beginnt es zu *tötelen*. Das «Schweizerische Idiotikon» übersetzt das schöne Dialektwort «tötelen» wie folgt: «Leichen- und Verwesungsgeruch verbreiten».

Der Miesepeter: Daniel Binswanger

Die Unternehmenssteuern müssen dringend rauf, damit das «parasitäre Schweizer Dumpingmodell» endlich endet. Wenn Bundesrat Ueli Maurer in einem Interview vor Pandemie-Hysterie warnt, dann muss



man das verbieten, weil das «Menschenleben gefährdet». Wenn die Schweizer die Burka-Initiative annehmen, dann stürzt die Demokratie in eine trostlose Krise. Das alles sagt Daniel Binswanger.

Binswanger, Kolumnist des Online-Magazins *Republik*, ist ein spezieller Fall unter den am schlechtesten gelaunten Journalisten des Landes. Denn ihm schlägt es jeweils schwer auf den Magen, wenn in der Schweiz zu viel Freiheit herrscht. Steuerfreiheiten, Pressefreiheit, direkte Demokratie, eine liberale Wirtschaft – und Binswanger schäumt.

Sein Gegenrezept ist immer das gleiche: ein staatlicher Zentralismus, der die Entscheidungsgewalt vom Bürger weg und in die nationalen und internationalen Machtzentren verlegt.

Es gibt kaum einen anderen Journalisten in der Schweiz, der die Schweiz dermassen daneben findet. Alles ist verrotten hier, überall nichts als Populismus, Rassismus und Kapitalismus.

In einer seiner Kolumnen hat Miesepeter Binswanger seine triste Sicht des Landes knapp zusammengefasst: «Unser Problem sind wir selber.» Ja, das ist sein Problem.

Der Bedenkenträger: Sandro Benini



Sandro Benini ist die Allzweckwaffe des Bedenkenträger-tums, sozusagen der internationale Grossmeister der Jammergilde. Kein anderer Journalist bezieht seine schlechte Laune geografisch derart diversifiziert, ein Weltmann des Depressiven.

Klimaleugner in den USA bezweifeln die schnelle Erderwärmung – Benini ist empört. Aus einer spanischen Bibliothek ist ein wertvolles Buch verschwunden – Benini ist empört. Ein uruguayischer Fussballer nennt einen Mitspieler «Negrito» – Benini ist empört. Eine polnische Journalistin muss zum Polizeiverhör

– Benini ist empört. In Peru wird eine Archäologin an Ausgrabungen gehindert – Benini ist empört.

Am empörtesten aber ist Benini jeweils, wenn es um Corona geht. Besonders scharf hat er in diversen Artikeln den Schweden heimgeleuchtet («Sie begreifen es immer noch nicht»), weil die aus Trotz keinen Lockdown verhängen wollten.

Die hiesigen Corona-Skeptiker überzieht Benini natürlich ebenfalls mit seiner Weltsicht, wonach Staatstreue die einzig wahre Treue ist. Wer es wagt, die rigide Regierungspolitik in Frage zu stellen, wird harsch abgefertigt: «Warum auch gescheite Leute unglaublichen Blödsinn reden können». Auf Benini bezogen, muss man das Wort «Blödsinn» nur mit dem Wort «Trübsinn» ersetzen. Ansonsten passt es.

Die Spassbremse: Barbara Lüthi («Club»)



In der Fernsehzeitschrift *Tele* ist Barbara Lüthi immer mal wieder ein Thema auf der Leserbriefseite. Es sind keine freundlichen Briefe. «Club»-Moderatorin Lüthi sei zu verbissen, sagen sie, und vor allem falle sie ihren Gästen dauernd ins Wort.

Das stimmt nicht ganz. Lüthi fällt ihren Gästen nur dann ins Wort, wenn bei denen so etwas wie Heiterkeit aufkommt, wenn sie eine muntere Provokation versuchen oder gar das Stilmittel der Ironie verwenden. Dann verwandelt sie sich in eine viktorianische Gouvernante, um die unbedingte Sittenstrenge in der Runde wiederherzustellen.

Lüthi ist die Spassbremse unter den SRF-Moderatoren. Sie lacht nie, ein Lächeln erlaubt sie sich meist nur, um eine Meinung am TV als lächerlich vorzuführen, die nicht ihre eigene Meinung ist. Zu besonderer Form lief die Zuchtmeisterin in der Sendung auf, in der es um sexuelle Belästigung beim staatsnahen Radio und Fernsehen und auf anderen Redaktionen ging. Als ein Journalist in der Runde dieses gewaltige Weltenbeben zu entdramatisieren versuchte, kannte Offizierin Lüthi keinen Pardon.

Barbara Lüthi ist in unseren Medien der verkörperte Ernst der Lage.

Der Terrier: Christian Mensch



In den Blättern von CH Media (*Aargauer Zeitung*, *St. Galler Tagblatt*, *Luzerner Zeitung*) arbeiten eher gelassene Redaktionen. Zum Glück haben sie Christian Mensch.

Mensch ist der Terrier der Mediengruppe. Terrier sind die Rasse, die am häufigsten bellt. Ursprünglich ist Christian

Mensch Medienredaktor. In dieser Rolle teilt er gern und bellend gegen die Konkurrenten von TX Group und Ringier und gelegentlich gegen die SRG aus.

Gegen die NZZ-Gruppe bellt er, anders als früher, inzwischen nicht mehr, denn die hält mittlerweile 50 Prozent am Unternehmen, bei dem er den Lohn bezieht. Stattdessen hat er sich neuerdings den FC Basel als neues Objekt des Grauens ausgesucht. Titel: «Das Drama». Nächster Titel: «Das Endspiel».

Mensch ist ein fleissiger Journalist. Es gibt Hunderte von Artikeln von ihm, aber – wenn wir nichts übersehen haben – es ist kein einziger fröhlicher Artikel darunter. Kein einziger humorvoller Text, nie eine Lockerheit, nie eine Spielerei. Nein, alles ist schlecht auf dieser Welt, weiss der Terrier.

Mitunter schreibt Mensch auch über entfernte Themen, etwa über das asiatische Durian-Obst. Es handle sich um eine «Stinkfrucht», sagt er dann. Es ist dies ein journalistisches Konzept. Die Welt als Stinkfrucht.

Der Apokalyptiker: Fabian Eberhard



Mohammed kam als Flüchtling aus Syrien nach Solothurn, mit Frau und fünf Kindern. Nun aber geschah Unerhörtes. Die Schweizer Nachbarin schimpfte mit den Kindern Mohammeds.

Die Story war im *Sonntagsblick* zwei volle Seiten gross, mit einer riesigen Schlagzeile aus dem Munde Mohammeds: «Meine Kinder trauen sich nicht mehr in den Garten.»

Die schreckliche Begebenheit erfuhr die Welt von Fabian Eberhard, dem Journalisten der Blick-Gruppe. Eberhard ist in den Medien bekannt als der Mann mit den engsten Scheuklappen der Branche. Er schreibt nur über zwei Themen: über Rassismus und über Nazis. Im Grunde schreibt er sogar nur über ein einziges Thema, nämlich über rassistische Nazis.

Es ist wirklich schrecklich in der Eidgenossenschaft. Überall, sagt Eberhard, übernehmen diese Rechtsextremen das Kommando. Sie stecken als «Corona-Radikale» hinter den Protesten gegen den Shutdown, sie unterwandern nazimässig Matratzenhersteller, sie singen Nazi-Songs in einer Kellerband, sie verkleiden sich an der Fasnacht als Ku-Klux-Klan. Eberhard ist der verbitterteste Apokalyptiker unserer politischen Normalität. Für ihn steht die Schweiz 2021 ungefähr dort, wo Deutschland 1933 stand.

Der Schwarzmaler: Roman Bucheli

Klar, Literaturkritiker sind die beste Untergruppe für jede Anleitung zum Unglücklichsein. Ein Roman oder eine Erzählung, bei deren Lektüre man kichern oder gar loslachen



muss, ist aus ihrer Sicht mit Sicherheit verachtenswerte Literatur. Fröhlichkeit ist seicht.

In diesem Sinn ist Roman Bucheli, Feuilletonredaktor der NZZ, ein idealtypischer Vertreter seiner Zunft. Die

Abgründe des menschlichen Daseins sind es, wie er weiss, die den Kulturbetrieb am besten ölen.

Nehmen wir die Titel seiner paar letzten Rezensionen zum Literaturgeschehen. «Wenn es lustig wird, wird's gefährlich». Oder: «Das Ghetto wirft lange Schatten». Oder: «Wir alle sterben am Leben».

Bucheli, journalistisch stets stirnrunzelnd, ist am liebsten besorgt. Besorgt natürlich um den Zustand der Schweizer Literatur, die seit den grossen Zeiten auf Rutschpartie ist, vergangene Glorie, obwohl, wie er weiss: «Dürrenmatt und Frisch konnten es nicht so miteinander».

Sagen wir mal so. Bucheli ist in dieser Liste der zehnten am schlechtesten gelaunten Journalisten noch der bestgelaunte. Auch für ihn aber ist der Untergang der westlichen Kultur nur eine Frage des Zeitmasses. Soeben schrieb er dazu einen vorausschauenden Artikel. Titel: «Die Apokalypse wartet noch eine Weile». Eine kleine Weile.

Der Polterer: Philipp Löpfle



Es muss für Philipp Löpfle ein schwerer Schlag gewesen sein, als Donald Trump zum Rentner wurde. Zuvor hatte er täglich, mit Besessenheit wie kein Zweiter, gegen den Mann angeschrieben, der die USA in eine Nation des «Trump-Faschismus» verwandeln wollte.

Löpfle ist der Doyen der ansonsten jugendlichen *Watson*-Redaktion. Statt gelassenes Vorbild zu sein, ist er rund um Donald Trump zum führenden Polterer des Auslandjournalismus geworden. Das will etwas heissen, denn die Konkurrenz schlief nicht.

Inzwischen schreibt er sich nun ähnlich fleissig die Finger wund, wie das Erbe von Trump zu vernichten ist: Fox News zu verbieten, ist so eine Idee, oder ein Bann für jede Form von Liberalismus.

Um die Zukunft des Polterers braucht man sich keine Sorgen zu machen. Denn es zeichnet sich bereits eine Nachfolgelösung für das tägliche Bashing ab. Trump, wie Löpfle weiss, orientierte sich an «seinem grossen Vorbild Wladimir Putin». Der Journalist beginnt sich darum auf sein nächstes Zielobjekt einzuschliessen. Titel einer seiner letzten Kolumnen: «Wladimir Putin spielt den starken Mann – aber ist er es auch?»

Zweimal auf dem Everest

Warum der höchste Berg der Welt noch immer fasziniert.

Diego Wellig

Bergsteigen ist längst dem Dasein eines Nischensports entwachsen. Daunenbekleidung, Steigeisen und Kletterseile finden sich heute in vielen Haushalten. Doch was fasziniert die Menschen am Erklimmen hoher und höchster Gipfel?

Die französische Alpinistin Catherine Destivelle sagte einst: «Der Berg. Er ist einfach da, imposant, massiv, gradlinig. Er bleibt unerschütterlich, beherrschend. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich zu fügen. Wenn ich am Leben bleiben will, muss ich auf der Hut sein und ihn respektieren.»

Wo die Götter wohnen

Seit über vierzig Jahren besteige ich Berge. Immer noch erfüllt mich dabei ein Gefühl von Freiheit und tiefer Ruhe. Als junger Bursche, der in der hochalpinen Bergwelt des Oberwallis aufgewachsen ist, flössten mir die majestätischen Gipfel zwar Ehrfurcht ein (und sie tun es noch heute). Doch der Drang, zuoberst auf diesen erhabenen Felsmassiven zu stehen, einen Gipfel zu bezwingen, war grösser.

Die Inspiration dazu holte ich mir in den Berg- und Abenteuerbüchern von Heinrich Harrer, Reinhold Messner und Doug Scott. Als Bergführer bestieg ich Schweizer Viertausender (Matterhorn, Eiger etc.), aber auch die höchsten Gipfel aller Kontinente (inklusive Antarktis). Zweimal stand ich auf dem Mount Everest, auf 8848 Metern über Meer, dem höchsten Punkt der Erde.

Die Tibeter bezeichnen den Everest als «Qomolangma», als Mutter des Universums; die Nepalesen sprechen von «Sagarmatha», der Stirn des Himmels. Tatsächlich scheint der Himmel auf dem Everest zum Greifen nah.

Für die Einheimischen sind die Berge der Ort, wo die Götter wohnen, furchteinflössend, launisch und gefährlich. Doch viele Alpinisten und Bergtouristen haben es geschafft, auf dem Everest zu stehen.

Trotzdem haben die Einheimischen recht, wenn sie einen Berg wie den Everest als gefährlich bezeichnen. Rund 300 Alpinisten sind beim Versuch der Everest-Besteigung gestorben, etwa 200 von ihnen liegen noch am Berg, teils direkt an der Aufstiegsroute.

Diese Opferzahlen hält die Gipfelaspiranten allerdings nicht davon ab, sich am Everest zu versuchen. Regelmässig gehen Bilder von



Bewusstsein fürs Innehalten: Alpinisten am Everest.

Menschenschlangen am Hillary Step unterhalb des Gipfels um die Welt.

2020 kehrte aufgrund der Pandemie Ruhe am Everest ein. Doch die Behörden haben für 2021 trotz Corona wieder sehr viele Bewilligungen zur Besteigung ausgestellt.

In der Todeszone

Längst ist der Bergtourismus zum wichtigsten Wirtschaftsfaktor Nepals geworden. Allein die Erlaubnis zur Everest-Besteigung kostet 11 000 US-Dollar. Viele Einheimische verdienen ihr Geld als Köche in den Lagern am Berg oder als Sherpas (Träger).

Nur im April und im Mai sind am Everest die Wetterfenster für eine Gipfelbesteigung ideal. Dementsprechend konzentrieren sich die Alpinisten für ihre Expeditionen auf diese Monate.

Die modernen Hilfsmittel wie Live-Satellitendaten und andere Kommunikationstechnologien erlauben präzise Wettervorhersagen und sorgen damit erst recht für eine Fokussierung auf wenige Tage. Menschenansammlungen in der Todeszone sind die Folge.

Eine wichtige Rolle für die Sicherheit spielt die Routine der Expeditionsteilnehmer. Früher galt der Everest als unberechenbares Abenteuer, den besten Alpinisten der Welt vorbehalten.

Die Kommerzialisierung des Everest hat dazu geführt, dass eine moderne Infrastruktur in den Basislagern vorhanden ist. Vorbei die Zeiten, in denen man sich langsam an die Stirn des Himmels herangetastet hat, indem man kleinere Gipfel bezwungen hat. Heute muss es direkt der höchste sein.

Dabei werden die Risiken oft ausgeblendet. Die Durchschnittstemperatur am Gipfel beträgt minus 36 Grad Celsius. Die gefühlte Temperatur kann aufgrund des Windes bis zu minus 90 Grad betragen.

Essenz des Bergsteigens

Längst hat der Expeditions-Tourismus am Everest groteske Züge angenommen. Doch unsere Gier nach Rekorden und die Faszination der Berge werden nicht verschwinden.

Auch mich halten die Berge weiterhin in ihrem Bann. Auf einem Gipfel zu stehen, wenn im Osten die Sonne aufgeht, ist ein Gefühl, das seinesgleichen sucht.

Das Bewusstsein für dieses Innehalten kommt uns Alpinisten manchmal abhanden. Dabei ist gerade das die Essenz des Bergsteigens – in den Alpen wie im Himalaja.

Diego Wellig, 59, erklomm als erster Schweizer den höchsten Berg jedes Kontinents (Seven Summits).

Ein europäischer Rückwärtssalto

Warum ist der NZZ so plötzlich die EU-Begeisterung abhandengekommen?



Die Generalversammlung der NZZ findet immer am Samstag vor Sechseläuten statt. Sie ist der Auftakt zum verlängerten Wochenende, an dem das bürgerliche Zürich im Festmodus ist. Man serviert jeweils einen Viergänger mit Weiss- und Rotwein. Als fünften Gang gibt es eine Rede des Chefredaktors.

Die letzte richtige Generalversammlung mit Essen, Trinken und Reden gab es 2019. Seitdem fiel der Anlass, Corona-bedingt, zwei Mal aus. Aber an das Menü von 2019 werden sich die Aktionäre der NZZ auch aus einem anderen Grund noch lange erinnern.

Chefredaktor Eric Gujer hielt damals eine feurige Rede, in der er sich über die engstirnig-eidgenössischen Ängste vor externen Gesslerhüten mokierte. Er rief zu einer Schweiz in Europa auf und plädierte engagiert für das Rahmenabkommen mit der EU. In der Woche darauf stand der Text auch im Blatt.

Gerade mal zwei Jahre später schrieb nun Gujer auf der Frontpage einen Leitartikel zum zuvor gerühmten Rahmenabkommen. Titel: «Ein Übungsabbruch ist überfällig».

Gujer und seine NZZ vollführten damit einen Rückwärtssalto, wie man ihn in den Medien selten erlebt. Das Rahmenabkommen, dieses überhöhte Symbol der Europapolitik, ist auf einmal unten durch.

Jahrelang war die NZZ die sichere Burg für alle, die eine engere Anbindung der Schweiz an die EU wollten, selbst wenn darunter die staatliche Souveränität leiden sollte. Auch wenn sich auf anderen Redaktionen Skepsis gegenüber dem Abkommen breitmachte, blieb die NZZ stramm auf Kurs.

«Das Rahmenabkommen ist mausetot», kommentierte schon 2018 beispielsweise Philipp Burkhardt, Leiter der Bundeshausredaktion von SRF. Schweizer Radio und TV gehören nun wahrlich nicht zum harten Kern der EU-Gegner. Aber nachdem die SP sich damals gegen das Abkommen ausgesprochen hatte, war auch für den staatsnahen Funk klar: «Der Bundesrat müsste die Übung abbrechen.»

NZZ-Chef Gujer hingegen blieb unbeirrt. «Der Zug der Lemminge», spottete er 2018 über die Opposition gegen den EU-Vertrag. Die Schweiz

Jahrelang war die NZZ die sichere Burg für alle, die eine engere Anbindung an die EU wollten.

müsse, wenn sie in Europa eine Zukunft haben wolle, «ihr Sonderverhältnis mit dem Rahmenabkommen weiterentwickeln».

Die Kehrtwende der NZZ hat viel mit der Person des Chefredaktors zu tun. Gujer war Korrespondent seines Blatts in Deutschland und Russland und dann Leiter des Auslandressorts. Er ist bis heute ein reiner Aussenpolitiker geblieben. Berlin und Brüssel interessieren ihn, Bern nicht.

Helvetische Innenpolitik hält Gujer für Kleinkram. Über das Tagesgeschäft der hiesigen Politik, von der Beschaffung eines Kampffjets bis zur Sanierung der Sozialwerke, über solche Themen schreibt Gujer nie. Er schreibt über Merkel, Putin, Johnson und von der Leyen. Über Sommaruga, Berset, Maurer und Keller-Sutter schreibt er nie.

Die schweizerische Politik unterliegt für ihn darum supranationalen Parametern. In dieser

Sichtweise hat die EU in der letzten Zeit eine schwache Leistung abgeliefert. Erst war sie in der Migrationskrise völlig überfordert, dann machte sie im Brexit eine schlechte Figur, zuletzt lieferte sie ihr Impf-Debakel ab. Zu einer solchen Versagertruppe, sagt sich Internationalist Gujer, geht man besser auf Distanz.

Dazu kommt, dass Gujer kein Sowohl-als-auch-Journalist ist. Er liebt es, eine steile These provokativ auf den Punkt zu bringen. Angela Merkel etwa titulierte er als «Untote», die Corona-Massnahmen als «Seuchen-Sozialismus». Auch mit seinem Aufruf zum «Übungsabbruch» schlug er gezielt einen zugespitzten Nagel ein. Intern, in der Inland- und Wirtschaftsredaktion, sind gar nicht alle seiner Meinung.

Dennoch, der Nagel sass. Das kann man an der Reaktion der anderen Medien ermessen. Vor allem der lokale Rivale auf dem Platz Zürich, der *Tages-Anzeiger*, geriet in grosse Aufregung und wurde als Gegenthese plötzlich zum frenetischen Jubelchor für EU und EU-Vertrag.

Noch vor zwei Monaten sass auch der *Tages-Anzeiger* im kritischen Lager. «Das wars dann wohl mit dem Rahmenabkommen», lautete der Kommentar. Doch dann kamen Gujer und die NZZ.

Seitdem ist beim Gegenspieler die EU-Euphorie ausgebrochen. «Europa oder das himmeltraurige Versagen der Schweizer Politik», schimpfte nun der *Tages-Anzeiger* im Leitartikel. Und legte gleich mit einem zweiten Leitartikel nach: «Wir brauchen wieder Europa-Visionäre in Bern.»

Es war ein schönes Beispiel für actio et reactio im Mediengewerbe.

Freiwillig auf der Intensivstation

Alessandro Battaglia, 29, spendete Blutstammzellen.

Er riskierte seine Gesundheit, um einem fremden Menschen das Leben zu retten.

Roman Zeller

Die letzten Wochen im Leben von Alessandro Battaglia, 29, waren turbulent: Erst zog er mit seiner Freundin zusammen, dann wurde er befördert; neu darf er sich bei einer Schweizer Grossbank «Associate Director» nennen. Vor allem aber spendete er seine Blutstammzellen, die rote und weisse Blutkörperchen entstehen lassen.

Dass dies kein alltäglicher Eingriff ist, zeigt die Statistik: In der Schweiz sind es jährlich keine hundert Menschen, die unverwandte Stammzellen für irgendeine Person auf der Welt spenden. Eine Blutspende ist damit nicht vergleichbar, sie ist im Vergleich geradezu ein Klacks. Um an die Blutstammzellen zu gelangen, müssen diese aufwendig aus dem Blut herausgefiltert werden.

Die Vorbereitungen dauern Monate. Die Blutstammzellenentnahme erfolgt im Spital auf der Intensivstation, beträgt mehrere Stunden, ist für den Spender mühsam, für den Empfänger aber überlebenswichtig: Bei der Blutstammzellenspende geht es um Leben und Tod. Frische Blutstammzellen sind für todkranke Patienten mit Blutkrankheiten meist der letzte Funken Hoffnung, um zu überleben.

Dass Battaglia aufgrund seiner genetischen Voraussetzungen diese Hoffnung schenken und über ein Schicksal bestimmen konnte, grenzt an ein Wunder: Die Wahrscheinlichkeit, dass sich aus acht Milliarden Menschen weltweit zwei sogenannte genetische Zwillinge finden, ist verschwindend klein.

Dass es passt, ist mit einem Sechser im Lotto vergleichbar. Oder anders: Die Chance auf eine Stammzellentransplantation ist, wie wenn man mit zehn Würfeln zwei Mal hintereinander das genau Gleiche würfelt – eben: praktisch null.

Milliarden Kombinationen

Nicht ganz so unwahrscheinlich, aber trotzdem zufällig war, dass Battaglia überhaupt im Register für Stammzellenspender landete: Er, der meist zu spät unterwegs ist, erinnert sich, wie er an einem Tag im ersten Semester zu früh auf dem St. Galler Uni-Campus eintraf. Vor dem Gebäude habe man ihn beim Stand des Roten Kreuzes an-

gesprochen, das Interesse an ihm als potenziellem Spender sei besonders gross gewesen.

Battaglia hat die seltenste Blutgruppe: AB. Als junger, sportlicher Mann war er als Spender prädestiniert. Er sagt, ihm sei zwar nicht ganz klar gewesen, um was es genau ging. Aber es habe wichtig geklungen. So habe er keine Sekunde gezögert und sich auf die Spenderliste setzen lassen.

Insgesamt zählt das Register heute rund 38 Millionen Menschen weltweit als potenzielle Spender. In Frage kommen Menschen zwi-

Den Entscheid, monatelang auf Abruf zu sein und etwas von seinem Körper zu geben, hat er nie bereut.

schen 18 und 40 Jahren, die in guter gesundheitlicher Verfassung sind. Im Normalfall werden sie aber nie aufgeboten, denn die Genmerkmale auf der Zelloberfläche können Milliarden unterschiedlicher Kombinationen aufweisen. Nur in den seltensten Fällen stimmen sie mit denen des Empfängers überein.

Lange passierte auch bei Battaglia nichts. Dass er sich vor fast zehn Jahren registrieren liess, hatte er vergessen. Der Anruf habe ihn aus dem Nichts erreicht: Im Februar 2020 hiess

es, seine Stammzellen würden dringendst gebraucht.

Die Blutstammzellen wurden für die Transplantation reserviert, vier Monate war Battaglia auf Abruf. Die Zeit verstrich ungenutzt. Battaglia dachte anfänglich, der Patient sei geheilt oder verstorben. Im September meldete sich das Rote Kreuz erneut: «Die Transplantation findet jetzt statt.»

Per Kurier

Noch am Telefon habe er bestätigt, die Spende durchzuziehen, sagt Battaglia. Es folgten Gespräche und Untersuchungen. Fünf Tage vor dem Eingriff musste er sich zweimal pro Tag Wachstumsfaktoren spritzen, um die Zellproduktion anzuregen. Als Nebenwirkungen litt er an Grippe-symptomen, hatte Kopf- und Gliederschmerzen, dazu leichtes Fieber.

Am Tag X lief er im Spital durch die Onkologiestation, wie er erzählt. Dabei sah er Menschen, die seine Blutstammzellenempfänger hätten sein können: eingefallene Gesichter und Körper von Frauen und Männern, kahlgeschorene Kinder; viel Leid und wenig Hoffnung.

«Mir wurde klar, warum ich das alles mache», erinnert sich Battaglia. «Ich würde mir das Gleiche wünschen, wenn ich oder jemand aus meiner Familie in einer solchen Situation wäre.» Den Termin hätte er niemals sausen lassen, obwohl die Ärzte betonten, er könne es sich noch anders überlegen. «Aber dann», sagt Battaglia, «wäre das Schicksal des Patienten besiegelt gewesen.»

Um Blutstammzellen empfangen zu dürfen, muss eine schwerwiegende Erkrankung des blutbildenden Systems vorliegen, wie eine Sprecherin der Blutspende des Schweizerischen Roten Kreuzes erklärt. «Meist leidet der Blutstammzellenempfänger an Leukämie.» Schweizweit seien es rund tausend Personen, Kinder und Erwachsene, die jährlich daran erkrankten. Nicht alle benötigten neue Stammzellen. «Medizinisch sind sie der letzte Trumpf, wenn die Chemo- oder die Bestrahlungstherapie nicht mehr wirken.»

Das Verfahren, um den Empfänger auf die neuen Blutstammzellen vorzubereiten, gleicht



„Ich will aber Automechaniker werden!“



Keine Sekunde gezögert: Bankangestellter Battaglia.

einer Odyssee: Mit einer hochdosierten Chemotherapie werden möglichst alle Krebszellen zerstört. Der menschliche Körper werde maximal strapaziert, am absoluten Limit des Aushaltbaren. Die Prozedur wird als «Grenzerfahrung» bezeichnet, manche sprechen von einem «Höllennritt».

Die gesunden Spenderblutstammzellen werden danach implantiert. Ein Kurier überbringt sie innerhalb von maximal 72 Stunden. Wenn es sein muss, wird nach Japan geliefert. Ein solcher Prozess koste die Blutspende des Schweizerischen Roten Kreuzes mehrere zehntausend Franken, die von der Krankenversicherung des Empfängers bezahlt werden. Dem Schweizer Spender fallen keine Kosten an – nicht einmal das Trambil-

lett; auch die Arbeitgeberin wird entschädigt. Der Aufwand bezeuge, dass kein Menschenleben aufgegeben werden soll – «egal, von wem», teilt die Blutspende Schweiz mit. Eine Blutstammzellenspende schenke Kindern in rund 90 Prozent der Fälle ein neues Leben. Die Überlebenschance von Erwachsenen beträgt im Schnitt 60 Prozent.

«Ich war erstaunt, wie viel ich mit meinen Stammzellen bewirken kann», sagt Battaglia. Den Entscheid, monatelang auf Abruf zu sein und etwas von seinem Körper zu geben, habe er nie bereut. Nicht einmal, als er auf der Intensivstation lag, angeschlossen ans Dialysesystem. Sein Blut floss durch eine Zentrifuge. Dort wurden die wertvollen Stammzellen isoliert und in einen Beutel abgeleitet. Die kleinste

Bewegung habe zu einem Pieps-Geräusch geführt, worauf die Geräte sich neu kalibrierten. «Es gibt Angenehmeres», sagt Battaglia.

Eine Krankenschwester habe ihm während des Prozederes gesagt, dass eine Person auf der Welt gerade fest an ihn denke, erinnert er sich. Auf dem Ausweis, mit dem er sich im Spital anmeldete, stehe «Lebensspender». Nur eine Nummer kennzeichne seine Identität. Gleichermassen erging es seinem Gegenüber. Spender und Empfänger wissen voneinander nichts. Mit Menschenleben soll nicht geschäftet werden, teilt die Blutspende des Schweizerischen Roten Kreuzes mit.

Handkehrum bedeutet diese Unwissenheit, dass Battaglias Spende einen x-beliebigen Menschen auf der Welt erreicht: «Was wäre,

Battaglia sagt, er sei perplex gewesen, wie viel Wertschätzung ihm entgegengebracht wurde.

wenn...?», habe er sich auch noch auf der Intensivstation überlegt und dabei an die abstrusesten Beispiele gedacht. Unter dem Strich, sagt er, sei es um ein Menschenleben gegangen. «Jede Person auf der Welt verdient es, zu leben.»

Nach fünf Stunden auf dem Schragen war der Eingriff vorbei. Battaglia sagt, er sei perplex gewesen, wie viel Wertschätzung ihm entgegengebracht wurde. Selbst Pfleger, die nichts mit ihm zu tun hatten, hätten sich bedankt. Ihm sei ein Geschenkgutschein überreicht worden, dazu ein Kugelschreiber. Eingraviert stehe: «Danke».

Einmalige Kontaktaufnahme

Er habe sich in der Folge auf den Weg zu seinen Eltern gemacht. Eine Woche Isolation sei ihm auferlegt worden, um das lädierte Immunsystem nicht zu überlasten. Wenige Tage später habe er sich bereits besser gefühlt. Heute sei er genesen. Nur beim Sport merke er, dass sein Körper etwas schlapper als zuvor sei.

Über das Schicksal seines Konterparts weiss Battaglia nichts. Das Rote Kreuz ermöglicht ihm und dem Empfänger eine Kontaktaufnahme. Er kann, wenn er will, einen Brief verfassen. Dieser wird dem genetischen Zwilling übermittelt; das Gleiche umgekehrt. Jeder weitere Austausch ist dann den beiden überlassen.

Er wolle sich auf jeden Fall mitteilen, sagt Battaglia. Wenn möglich, würde er die Person sogar kennenlernen wollen. «Ich will einfach wissen, ob ein normales Leben möglich ist», meint er. «Mehr nicht.» Ein negativer Bescheid würde ihn treffen, sagt er.

Wenige Tage nach unserem Treffen meldet Battaglia per SMS, die Transplantation sei geglückt. Ihm sei mitgeteilt worden, seine Stammzellen seien angekommen. Vom Patienten habe er bis jetzt nichts gehört. Er schreibt aber: «Es hat sich gelohnt.»

Schwarz und konservativ

Afroamerikaner, die nicht links sind, werden von den Linken aufs Übelste verunglimpft. Schwarze brauchen eine dicke Haut, wenn sie zu ihren konservativen Prinzipien stehen.

Amy Holmes

Letztlich wurde der öffentliche Druck zu gross, und Gary O'Connor, demokratischer Abgeordneter aus Texas, streute in aller Öffentlichkeit Asche auf sein Haupt. Er hatte Tim Scott, den schwarzen Senator aus South Carolina, rassistisch beleidigt. Scott hatte mit seiner beherzt kritischen Antwort-Rede auf Präsident Bidens Ansprache zur Lage der Nation landesweit tagelang für Schlagzeilen gesorgt (*Weltwoche* Nr. 18/21). O'Connor konnte es nicht vermeiden, dass ein renommierter Schwarzer konservative Ansichten vortrug. Auf Facebook verunglimpfte er Scott wütend als «Oreo» – als jenen Keks, der aussen schwarz und innen weiss ist: «Er ist offenkundig wenig mehr als ein prinzipienloser Oreo.»

O'Connor stand mit seiner rassistischen Diffamierung nicht allein. Linke beschimpften Scott auf Twitter als «Uncle Tim» – eine Anspielung auf die Titelfigur von Harriet Beecher Stowes Antisklaverei-Roman «Onkel Toms Hütte» und dessen spätere Verfilmungen. Mit diesem Ausdruck werden Afroamerikaner als verblendete, unterwürfige Verräter ihrer «Rasse» verunglimpft, als schwach und dumm oder als berechnende Egoisten, die die Interessen von Schwarzen verraten, um die Anerkennung von Weissen zu gewinnen.

«Ekelhaft, hasserfüllt, verwerflich»

Das einzig Überraschende an O'Connors übler Geschichte war dessen Entschuldigung – die nur erfolgte, weil sich Republikaner wie eine Wand hinter Senator Scott stellten und die rassistische Beleidigung als «ekelhaft, hasserfüllt und absolut verwerflich» anprangerten.

Linke, «Progressive» und Demokraten bezeichnen seit Jahrzehnten schwarze Konservative beziehungsweise jeden Afroamerikaner, der ihren ideologischen Lackmustest nicht besteht, als «Oreo», als «Uncle Tom», «Haus-N*», «weis-

sen N*», «Verräter», «Vorzeige-N*» und «Kollaborateur», oft unter beifälligem Gejohle.

Der Soziologe David Pilgrim, Gründer und Kurator des Jim Crow Museum in Michigan, hat sich eingehend mit der Geschichte des Begriffs «Onkel Tom» beschäftigt. In seiner Studie «The Tom Caricature» legt er dar, dass schwarzen Konservativen, vor allem Republikanern, oft vorgeworfen wird, Opportunisten zu sein, die sich mit Weissen identifizieren. Man stellt ihre Motive in Frage. Die Bezeichnung «Uncle Tom» wird als «ideologische Waffe verwendet, um Vorstellungen einer einheitlichen Rasse durchzusetzen».

Die Liste von Afroamerikanern, die als «Rassenverräter» verunglimpft wurden, ist lang, und sie enthält sogar die Namen prominenter Vertreter der Bürgerrechtsbewegung. Martin Luther King Jr. wurde von Stokely Carmichael, dem Führer der Black-Power-Bewegung, als «Uncle Tom» verunglimpft, weil er für Gewaltlosigkeit eintrat. Die Baseballlegende Jackie Robinson, der als erster Schwarzer in einem Team der Major League auflief, wurde als «Uncle Tom» beschimpft, weil er die Kandidatur von Nelson Rockefeller und überhaupt die Republikaner unterstützte und sich gegen Rassentrennung aussprach. Selbst der grosse Louis Armstrong



Nonkonformisten:
Autorin Holmes.



wurde von jungen Kollegen rassistisch beleidigt – aus Verachtung oder Neid oder beidem.

Und längst stehen auch schwarze Konservative auf der Liste, die hohe Staatsämter bekleiden. Richter Clarence Thomas, der 1991 vom damaligen Präsidenten George H. W. Bush an den Obersten Gerichtshof berufen wurde und gegenwärtig der dienstälteste Richter ist, wird regelmässig als schwarzer Lakai beleidigt. Condoleezza Rice wurde während ihrer Zeit als erste schwarze Aussenministerin und erste schwarze Person auf dem Posten des Nationalen Sicherheitsberaters als dümmliche Speichelleckerin porträtiert, die ihrem weissen Chef, Präsident George W. Bush, nach dem Munde rede. Und Senator Scott berichtete in seiner Rede an die Nation, von «Progressiven» als «Uncle Tom» und «N*» bezeichnet worden zu sein. Dennoch betonte er, dass es sich trotz Anfeindungen lohne, für seine Vision von Fortschritt in den Rassenbeziehungen zu kämpfen, und er wehrte sich vehement gegen Präsident Bidens Behauptung, das Land sei «systemisch rassistisch».

Als Verräter verunglimpft

Besonders die politische Linke ist es, die regelmässig rassistische Ausfälligkeiten absondert. Letzten Sommer präsentierte Larry Elder, der schwarze konservative Kolumnist und Radiomoderator, den Dokumentarfilm «Uncle Tom», in dem untersucht wird, wie schwarze Konservative mit Hilfe dieser hässlichen Rhetorik in den politischen, kulturellen und intellektuellen Debatten wirkungsvoll marginalisiert werden.

Elder, der sein Leben lang als Verräter an seiner Rasse verunglimpft wurde, sagt: «Ich habe mich längst von der Vorstellung verabschiedet, dass ich auf jede Beleidigung emotional reagieren sollte.» Er und viele andere Nonkonformisten wie die Autorin dieser Zeilen wissen aus leidvoller Erfahrung, dass es als Schwarze eine dicke Haut braucht, wenn man zu seinen konservativen Prinzipien stehen will. *Safe spaces* sind nichts anderes als separierte politische Imbissbuden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Wollenbergers letzter Streich

Ihm gelang eine der erstaunlichsten Karrieren in der Schweizer Kultur- und Medienwelt. Nun verschafft ein bizarrer Rechtsstreit Werner Wollenberger ein unerwartetes Comeback.

Thomas Renggli

Der grandiose Schreiber Werner Wollenberger, Wolly, Wulli oder WW, wie er in der Szene auch bekannt war, verabschiedete sich am 17. Oktober 1982 in die Ewigkeit. Der Rauch der Zigaretten, den er oft auch während des Essens inhalierte, hatte seine Lungen zerstört.

39 Jahre später ist er der jüngeren Generation zwar kaum mehr bekannt. Doch in diesen Tagen taucht sein Name wieder in den Schlagzeilen auf. Die Ursache ist eines seiner berühmtesten Werke – das Musical «Eusi chlii Stadt» aus dem Jahre 1959 und das vielleicht berühmteste Lied daraus: «Mis Dach isch de Himmel vo Züri».

Die Adaptionen und Interpretationen des Zürcher Tenors Christian Jott Jenny riefen Wollenbergers Erben – Witwe Elfie und Sohn Thomas Wollenberger – auf den Plan und führten zu einer Klage wegen (angeblichen) Verstosses gegen das Urheberrecht. Bei einem Schuldspruch vor dem Zürcher Bezirksgericht am Dienstag drohen Jenny eine Geldstrafe von 90 Tagessätzen zu 370 Franken (33 300 Franken) sowie eine Busse von 8300 Franken.

Die Katze wars!

Der Fall mutet bizarr an. Mit der Neuaufführung des Wollenberger-Klassikers im Rahmen der «Trittligass-Balladen» zwischen August 2017 und September 2018 kam Jenny Sinn und Zweck der (von Thomas und Elfie geführten) Werner-Wollenberger-Stiftung nach: die Arbeiten Wollenbergers am Leben zu erhalten. Zudem wurden die Aufführungsrechte ordentlich abgegolten. Über das, was der als grosszügig bekannte Wollenberger dazu gesagt hätte, lässt sich nur spekulieren. Indirekt tun Thomas und Elfriede ihrem Vater und Ehemann aber einen grossen Gefallen. Denn sie verhelfen einem grossartigen Schreiber zu neuer Aufmerksamkeit.

Wollenberger war ein Meister des Wortes, und das in allen Disziplinen. Er schrieb Cabarets, TV-Kritiken, Kolumnen, Liedtexte. Er war Dramaturg am Schauspielhaus, Radiojournalist, Moderator der ersten Filmvorschau («Demnächst») im Schweizer Fernsehen und führender Kopf in diversen Zeitungen (*Zürcher Woche*, *Weltwoche*, *An-*



«Karajan des Schreibens»: Wollenberger.

nabelle, *Neue Presse*). Medienjournalist René Hildbrand erinnert sich: «Wolly war der Karajan des Schreibens. Wir haben ihn angehimmelt und seine Texte förmlich aufgesogen.»

Alex Bänninger, ehemaliger Kulturchef des Schweizer Fernsehens: «Wollenberger war ein begnadeter Schreiber und virtuoso grenzüberschreitend.» Dass um sein Erbe nun vor Gericht gestritten wird, könne kaum im Sinne des Autors sein. Bänninger: «Ich bin mir sicher, dass sich Wollenberger, dem Kreativität und künstlerische Freiheit heilig waren, mit Jenny gütlich geeinigt hätte.» Ein Schuldspruch von Jenny könnte für die ganze Kulturszene von gravieren-

«Ich bin mir sicher, dass er sich, dem Kreativität und Freiheit heilig waren, mit Jenny gütlich geeinigt hätte.»

der Bedeutung sein: «Das Regietheater müsste in die Gerichtssäle verlegt werden. Aus schöpferischen Prozessen würden Strafprozesse.»

Wer dem Phänomen Wollenberger auf den Grund geht, wird auch mit der chaotischen Seite des Meisterschreibers konfrontiert. Im Radiostudio Brunnenhof erzählt man sich noch heute abenteuerliche Geschichten. Oft seien die Texte von Wollenberger erst Minuten vor Sendebeginn per Taxi eingetroffen. Walter Roderer sei im Studio wie auf Nadeln gesessen und habe vor der Livesendung nicht einmal mehr die Möglichkeit gehabt, das Manuskript durchzulesen.

Gelegentlich seien die Texte gar nicht gekommen. Die frühere Sekretärin Annemarie Meier erinnert sich: «Einmal hat Wolly allen Ernstes behauptet, seine Katze habe das Manuskript gefressen.» Gross war die Aufregung auch, als die Redaktion der *Zürcher Woche* in den 1960er Jahren auf einen Beitrag von Wollenberger wartete – vergeblich. Wollenberger beteuerte darauf, er habe den Text in den Briefkasten beim Kunsthhaus geworfen. Als der Redaktionssekretär entgegnete, es gebe dort keinen Briefkasten, sagte Wollenberger: «Dann muss er über Nacht abmontiert worden sein.»

Flucht vor den Nazis

Um Wollenbergers Sprunghaftigkeit zu verstehen, muss man seine dramatische Geschichte kennen. Er wurde als Sohn eines jüdischen Treuhänders 1927 in Heilbronn geboren. Auf der Flucht vor dem Naziregime kam er mit seinen Eltern 1933 nach Basel. Doch die Behörden verweigerten das Niederlassungsrecht (Begründung: «Belastung des Arbeitsmarkts, Überfremdung»).

Nur mit Glück entging die Familie der Rückschaffung nach Deutschland und zog nach Liechtenstein. In Vaduz besuchte Werner Wollenberger das Gymnasium der Maristen-Schulbrüder und legte dort 1945 die Matura ab.

Dann begann eine der erstaunlichsten Karrieren in der Schweizer Medien- und Kulturwelt. Der frühere *Weltwoche*-Chefredaktor Jürg Ramspeck sagte über seinen Freund Wollenberger: «Er war ein Wortmensch, und das Wort beherrschte er gleichermassen als Akrobat und Eichmeister. Ungenauigkeit und Aufgeblasenheit des Wortes verabscheute er so, wie er sich seiner bezwingenden Kraft und Eleganz hingeben konnte. Ein Wortliebender war er, und das Zeugnis dieser Liebe würde ein Büchergestell füllen, wenn er fähig gewesen wäre, seine eigenen Worte zu sammeln.»

Heute geht es nicht mehr um die Liebe zum Wort. Über das Erbe des grandiosen Schreibers muss ein Richter entscheiden. Es wäre der perfekte Stoff für eine Kolumne von Werner Wollenberger.

Lehrling überholt Lehrmeister

Einst studierten Politiker aus Singapur die Schweiz. Inzwischen sind die Asiaten an ihrem Vorbild vorbeigezogen. Jetzt müsste die Schweiz beim Stadtstaat in die Schule.

Patrick Schüffel

Ein Besuch in der Maxwell Road 45, dem Sitz der Urban Redevelopment Authority, gehört in Singapurs Schulen zum Pflichtprogramm. Auch Touristen ist er zu empfehlen. Hier wird die Entwicklung des einst bescheidenen Stadtstaats Singapur veranschaulicht. Modelle, Bilder und Videos zeigen die ökonomischen Etappen auf – und skizzieren, wohin die Reise geht.

Diese langfristige Planung ist ein Produkt der Einparteienherrschaft, die sich über fünfzig Jahre an der Macht hielt. Wenn man die Autobiografie des Staatsgründers und jahrzehntelangen Parteivorsitzenden Lee Kuan Yew liest, wird deutlich, wie wichtig ihm die langfristige Entwicklung des Landes war. Nach seinen Leitlinien erarbeitete sich Singapur einen Status, der es dem Land erlaubt, in einer Gewichtsklasse zu boxen, die über der eigenen liegt: «To punch above one's weight», wie es die Angelsachsen nennen.

Harter Verhandler

Als kleine tropische Insel vor der Südküste Malaysias ist Singapur kaum grösser als der Kanton Glarus. Sie ist mit sechs Millionen Einwohnern zwar recht dicht besiedelt, zählt in Asien jedoch nicht einmal zu den fünfzig grössten Städten. Singapur besitzt kein Hinterland für die Nahrungsproduktion und verfügt nicht über natürliche Ressourcen. Das Gas für die Stromgewinnung muss aus Malaysia und Indonesien importiert werden. Sogar das Trinkwasser kommt grösstenteils aus dem Ausland. Nach europäischen Massstäben erscheint Singapur als höchst fragiler Staat. Hinzu kommt, dass Singapurs Verhältnis zu seinen Nachbarn nicht gerade harmonisch ist: Konflikte über maritime Grenzen mit Malaysia und Indonesien sind praktisch so alt wie Singapur selbst.

Wie konnte sich Singapur unter solchen Umständen behaupten? Weshalb kam es nicht unter die Räder seiner vermeintlich grossen Nachbarn, die oftmals mit Neid und Missgunst auf den kleinen, aber reichen Nachbarn blicken? Die Antwort ist recht simpel: Singapur hat sich in seiner 55-jährigen Geschichte stets starke



Vorreiter: Super Tree Grove in Singapur.

Verhandlungspositionen erarbeitet, die es – wissentlich oder unbewusst – als Druckmittel einsetzen konnte. So besitzt Singapur beispielsweise den grössten Hafen Südostasiens. Ohne diesen steht die Logistik in Asien still. Sollte ein Widersacher Singapurs Interessen gefährden, könnte Singapur dessen Handelslinien kappen. Dasselbe gilt für den Singapur Flughafen. Er ist die grösste Drehscheibe für Passagier- und Frachtflüge in Südostasien.

Ein weiteres Faustpfand liegt im Wirtschaft- und Finanzbereich. Singapur ist für viele westliche Firmen nicht nur ein Sprungbrett für den asiatischen Markt, sondern auch Südostasiens wichtigstes Bankenzentrum, das von ausländischen Investoren aufgrund seiner Stabilität geschätzt wird. Da über den Stadtstaat ein Grossteil der Waren- und Zahlungsströme der Region verläuft, ist Singapur alternativlos für viele Länder der Region, aber auch darüber hinaus. Auch als neutraler Ort der Diplomatie wird Singapur international hochgeschätzt. Als Gesundheitszentrum wird der Stadtstaat ebenfalls immer bedeutender.

Schliesslich sichert auch das Singapur Bildungssystem das Wohlwollen seiner asiatischen Nachbarn und ihrer Machthaber. War es früher in den Oberklassen Malaysias, Indonesiens, Myanmars und Bruneis en vogue, die Kin-

der zur Schulbildung nach Grossbritannien zu schicken, wird der Nachwuchs heute vermehrt in Singapurs Bildungsstätten angemeldet. Statt in Oxford oder Cambridge kann der ambitionierte asiatische Nachwuchs nun an der National University of Singapore oder an der Nanyang Technological University studieren – näher bei der Familie, vielsprachig und weitgehend unbehelligt von westlichem politischem Denken.

Inländer statt Ausländer

All diese potenziellen *bargaining chips* verleihen Singapur nicht nur Sicherheit gegenüber aussenpolitischer Unbill, sie schaffen auch immensen Handlungsspielraum im In- und Ausland. So üben singapurische Truppen beispielsweise regelmässig in Ländern wie Australien, in den USA, ja sogar in Deutschland. Der singapurische Pass gilt als der zweitmächtigste der Welt nach dem japanischen. Er berechtigt zur visafreien Einreise in 190 Länder. Gleichzeitig benachteiligen Gesetzgeber und Verwaltung in Singapur Ausländer in aller Offenheit und ohne Furcht vor Sanktionen: Auf dem Arbeitsmarkt gilt der Inländervorrang, Singapurer zahlen vergleichsweise weniger Steuern und haben mehr Anspruch auf Ferientage als die 1,6 Millionen Ausländer im Land. Eine Rentenversicherung gibt es für Ausländer ebenso wenig wie einen Anspruch auf staatliche Schulbildung oder das Recht auf politische Meinungsäusserung. Und in der Covid-19-Pandemie wurden staatlich beschaffte Gesichtsmasken zunächst nur an Singapurer verteilt. Singapur nimmt sich sogar das Recht heraus, ausländische Staatsbürger zu foltern oder gar hinzurichten für Straftaten, die in Westeuropa nur eine Bewährungsstrafe nach sich ziehen würden. Der Stadtstaat agiert mittlerweile aus einer Position der Stärke heraus – auch gegenüber der Schweiz.

Das war nicht immer so. Bei einem Empfang der Schweizerischen Bankgesellschaft (heute UBS) im Herbst 1971 erwähnte der Gründer des modernen Singapur, Lee Kuan Yew, man strebe an, in Südostasien diejenige Rolle einzunehmen, welche die Schweiz in Europa innehatte. Ohne Zweifel galt die Schweiz als Vorbild für Singa-

pur. Fünfzig Jahre später, nach dem kometenhaften Aufstieg Singapurs vom Entwicklungsland zu einem der reichsten Länder der Welt, wäre es an der Zeit, zu fragen, was die Schweiz von Singapur lernen kann. Wie kann sich die Schweiz künftig im internationalen Konzert behaupten? Wie kann sie sich gegen grosse Nachbarn wehren, die möglicherweise ebenfalls mit Neid und Missgunst auf einen kleinen, vermeintlich reichen Nachbarn blicken?

Schweizer Trümpfe

Aufgrund seines autoritären Regierungssystems und der mangelnden Bürgerrechte verbietet es sich, Singapur uneingeschränkt als Vorbild für die Schweiz zu betrachten. Gleichwohl gibt es Strategien, die die Schweiz umsetzen könnte und sollte. Ähnlich wie Singapur muss sich unser Land aktiv darum bemühen, sich *bargaining chips* zu erarbeiten. Diese existierten in der Vergangenheit durchaus, wie beispielsweise der Bankenplatz Schweiz. Leider wurde dieser allzu leichtfertig aufgegeben. Die Schweiz hätte das Potenzial, verlorenes Terrain zurückzugewinnen: In den Bereichen Logistik, Strom, Wasser, Diplomatie, Gesundheitswesen sowie Bildung und Forschung böten sich Möglichkeiten, sich für das Ausland unentbehrlich zu machen.

Trotz temporärer Einbrüche ist davon auszugehen, dass der Transport von Waren wieder zunehmen wird. Sobald die chinesische «Belt and Road Initiative» an Dynamik gewinnt, dürfte der interkontinentale Warenverkehr wieder Höchststände erreichen. Diese Waren müssen jedoch auch innerhalb der Kontinente ihre Empfänger erreichen. Die Schweiz mit ihrer zentralen Lage auf der Nord-Süd-Traverse könnte eine entscheidende Rolle für Europa spielen. Die Neat und der Gotthard-Basistunnel sind ge-

feierte Meisterwerke. Die Schweiz müsste allerdings weitere solcher Projekte vollenden, wenn sie relevant bleiben will.

Im Zuge der «Energiewende» wird die Stromerzeugung über ganz Europa hinweg sehr volatil sein. Strom muss über weite Strecken transportiert werden, was der Schweiz enorme Möglichkeiten eröffnet. Zudem könnten Stauseen in den Alpen als gigantische paneuropäische Stromspeicher dienen, welche die Abhängigkeit von Wetter und Jahreszeiten reduzieren.

Auch das Trinkwasser gewinnt kontinuierlich an Bedeutung. Wasserknappheit wird sich in den nächsten Jahrzehnten zu einem die Welt-

Singapurer zahlen vergleichsweise weniger Steuern und haben mehr Anspruch auf Ferientage.

politik dominierenden Thema entwickeln. Die Schweiz sollte vorausdenken und schon heute an der notwendigen Infrastruktur arbeiten.

Mit dem Fall der Berliner Mauer und der darauffolgenden Dominanz der USA nahm die Bedeutung der Drehscheibe Schweiz ab. Da sich nun abzeichnet, dass der Hegemon USA wie auch die EU zunehmend vom selbstbewussten China herausgefordert werden, ergeben sich neue Gelegenheiten in der Diplomatie. Die Schweiz kann sich wieder bewusst zwischen Machtblöcken positionieren und ihre wertvollen diplomatischen Dienste anbieten.

In der Nach-Corona-Ära werden wieder andere Gesundheitsthemen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken wie beispielsweise die Krebserkrankung, die nach wie vor die wichtigste Todesursache weltweit ist. Die Schweizer Pharmaindustrie hat das Potenzial, im

Kampf gegen solch tödliche Krankheiten eine Vorreiterrolle einzunehmen. Aber sie muss es wollen und darf sich nicht mit Mittelmass zufriedengeben.

Kulturelle Vielfalt und der Hang zu unvoreingenommenem Denken dürften massgeblich dafür sprechen, dass die Schweiz ganz besonders mit einem Pfund wuchern kann: der Innovation. Doch die sprichwörtliche Dynamik droht zu verfliegen. Im asiatischen Raum zählt der Ruhm von gestern wenig. Zwar braucht es Anstrengungen auf allen Ebenen, doch möchte man sich bei der Förderung der Schweizer Bildung und Forschung auf ein Gebiet konzentrieren, so dürfte künstliche Intelligenz als Meta-Wissenschaft für zahlreiche andere Wissenschaften das wichtigste Zukunftsthema werden.

Schweiz: zu defensiv

Zweifellos bedingen diese Initiativen Investitionen in einem noch nie dagewesenen Umfang. Gleichwohl werden ihre Erträge kaum in Geldeinheiten messbar sein. Die Schweiz muss sich aus ihrer defensiven Lage befreien, wenn sie ihre Neutralität und Handlungsfreiheit bewahren will. Auch wenn die dafür notwendigen Summen gross erscheinen mögen: Niemals war die Zeit so günstig wie heute, um ebendiese Investitionen für die Zukunft zu stemmen. Möchte sich die Schweiz im Interesse künftiger Generationen längere Hebel auf internationaler Ebene erarbeiten, so führt kein Weg an solchen Massnahmen vorbei.

Patrick Schüffel ist Adjunct Professor an der Hochschule für Wirtschaft Freiburg und verbrachte die letzten drei Jahre als ihr Liaison Officer in Singapur.



TOYOTA RAV4 HYBRID

NEU MIT 10 JAHREN GARANTIE*



*Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie oder 160'000 km ab 1. Inmatrikulation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf toyota.ch. RAV4 Hybrid Black Edition 4x4, 2,5 HSD, 163 kW, Ø Verbrauch 5,9 l/100 km, CO₂ 133 g/km, En.-Eff. A. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 118 g/km. Gemäss Prüfzyklus WLTP.



INSIDE WASHINGTON

Bidens bisexueller Realitätscheck

Die Senatorin von Arizona, Kyrsten Sinema, ist die erste offen bisexuelle Abgeordnete im US-Senat. Doch das Interessante an ihr ist ihre heterodoxe Politik. Im Jahr 2018 mit knappstem Vorsprung gewählt, verweigert sich die Demokratin dem Fraktionszwang ihrer Partei.

Letzte Woche stellte Sinema erneut ihre Unabhängigkeit unter Beweis. Es ging um den Sturm illegaler Migranten auf die mexikanische Grenze, und Sinema sagte in einem Radiointerview das – für ihre Partei – Unsagbare: «Die Realität ist, dass dies eine Krise ist.» Mehr noch: «Wir alle wissen das, und das Weisse Haus muss mehr tun, um diesen Ansturm von Migranten zu bewältigen.»

Sie beschrieb, wie Kleinstädte in ihrem an der Grenze liegenden Bundesstaat von illegalen Einwanderern überwältigt werden, weil sie dort von den Bundesbehörden ohne viel Federlesens deponiert werden. Bürgermeister würden sie buchstäblich ins Auto packen und nach Tucson oder Phoenix fahren, «um sie in eine Notunterkunft zu bringen. Das ist nicht akzeptabel.»

Was Sinema inmitten dieser Krise hingegen akzeptabel findet, ist die Zusammenarbeit mit einem republikanischen Schwergewicht: Senator John Cornyn aus Texas. Sie hat sich mit dem ultrakonservativen ehemaligen Richter am texanischen Obersten Gerichtshof zusammengesetzt, um die Gesetze zur Stärkung der Grenzsicherheit und der Strafverfolgung zu verschärfen.

Für sie fällt der «beispiellose Anstieg» illegaler Grenzübertritte mit dem Beginn der Biden-Administration «Anfang 2021» zeitlich zusammen. Da Demokraten und Republikaner im Senat gleich stark sind, zwingt Sinema zusammen mit ihrem Parteikollegen Joe Manchin aus dem republikanisch gesinnten West Virginia die Demokraten immer wieder, Präsident Bidens Politik einem Realitätstest zu unterziehen. *Amy Holmes*

Ferngesteuerter Schmetterling

Die Drohne der Zukunft ist klein wie ein Insekt und kommt ohne Batterien aus. Forschern ist der Durchbruch gelungen.

Pierre Heumann

Wissenschaftler sind seit langem auf der Suche nach einem kleinen, käferartigen Roboter. Er soll bei Rettungsaktionen eingesetzt werden und in Spalten oder Nischen eindringen können, wohin der grosse Bruder aufgrund seiner Masse nicht vordringen kann, oder er soll Pflanzen bestäuben, an die klobige Bots nicht hinkommen.

Bisher scheiterten die Versuche der Minimalisierung daran, dass Roboter auf eine Batterie angewiesen sind, die Kleinheit ausschliesst. Doch einem Forscherteam der University of Southern California in Los Angeles ist der Durchbruch gelungen: Sie haben ein Arbeitstier entwickelt, das ohne Batterien auskommt. Es kann in kleinsten Winkeln herum-

mehrheitlich aus Kohlenstofffasern, einem extrem leichten Material. Zudem ist die Muskulatur so konstruiert, dass sie aufgrund eines chemischen Prozesses den Roboter vorwärtstreibt.

Noch ist der künstliche Käfer aber nicht perfekt: Wird er einmal losgelassen, läuft er, bis ihm (im wörtlichen Sinn) der Saft ausgeht. Zu-

Das Wunder der Technik besteht aus einem künstlichen Muskel, der die Bewegungen überträgt.

dem kennt er derzeit nur eine Richtung: vorwärts. Und vor allem: Der kleine Bruder des Roboters ist extrem langsam. Als Geschwindigkeit geben die Wissenschaftler ein «Tempo» an, das sie ins Verhältnis zur Körperlänge ihres Käfers setzen: 0,05 Körperlänge pro Sekunde.

Friedlich oder gefährlich?

Lösen müssen die Forscher zudem eine breite Palette anderer Probleme, bevor der Käfer zum Bestäuben der Vegetation oder als Helfer in der Not eingesetzt werden kann. So müssen sie nach Möglichkeiten suchen, um die «Kriechdauer» des Bots zu verlängern. Auch müssen die Kollegen des Projektleiters Xiufeng Yang den Käfer mit Steuerungsoptionen ausstatten, so dass er von aussen Befehle empfangen und gelenkt werden kann und er aus dem feingliedrigen Raum Informationen nach aussen übermitteln kann. Wichtig wird es auch sein, die Rasanz des Mini-Robots zu erhöhen. Das könnte zum Beispiel mit Propan als Energiequelle ermöglicht werden, einem natürlich vorkommenden Gas. Schliesslich werden die Forscher für den Käfer dynamischere Aussenmasse designen wollen.

Längerfristig könnten die Forscher den Antrieb des RoBeetle mit seinen Cyberfähigkeiten so stark intensivieren, dass er zu einem ferngesteuerten Schmetterling mutiert. Wenn es einmal so weit ist, wäre die Minidrohne ein nützliches Instrument für friedliche Anwendungen, aber auch ein gefährliches für martialische Einsätze.



Arbeitstier für kleinste Winkel: Mini-Roboter RoBeetle.

kriechen, da es bloss 15 Millimeter lang ist, 88 Milligramm wiegt und rund das 2,6-Fache seines Gewichts tragen kann. Der Mini-Roboter, nicht grösser als ein Insekt, bezieht die Energie in Form von Methanol, das er direkt von jenen Blättern gewinnt, über die er kriecht. Mit seinem kleinen Tank kann der RoBeetle «zwei Stunden dahinkrabbeln», sagen die Forscher.

Das Wunder der Technik besteht aus einem künstlichen Muskel, der sich biegen kann und Bewegungen auf eine Blattfeder überträgt, die seine Beine antreibt. Der RoBeetle besteht

EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



Transgender zu sein, ist glamourös. Modelhäuser schicken Transgender-Models auf den Catwalk; Hollywood-Stars präsentieren stolz ihre Trans-Kids; in Musik-Clips, TV-Serien und Filmen tauchen vermehrt Trans-Figuren auf; Prominente, die sich einer operativen Geschlechtsumwandlung unterziehen, schaffen es aufs Titelblatt von Hochglanzmagazinen und werden wie Freiheitshelden gefeiert.

Parallel zur Popularisierung der Trans-Ideologie explodierte die Zahl der Kinder und Teenager, die ihr naturgegebenes Geschlecht ablehnen und sich als transgender identifizieren. Schwedens Behörde für Gesundheit und Soziales vermeldete, dass zwischen 2008 und 2018 die Anzahl von Gender-Dysphorie-Diagnosen bei Jugendlichen um 1500 Prozent zugenommen habe. Ähnliche Befunde liefern Grossbritannien, Australien, Kanada, Finnland, Deutschland, die USA, die Schweiz.

Was ist die Ursache für diese Entwicklung? Ist sie die Folge der Aufklärung über ein Thema, das man lange verdrängt hatte? Oder hat man es eher mit dem Phänomen einer zeitgeistigen subkulturellen «Cluster-Bildung» zu tun, mit «sozialer Ansteckung» unter den mit Internet aufgewachsenen Kindern und Jugendlichen, wie einzelne Studien nachzuweisen versuchen? Und warum sind autistische Jugendliche mit bis zu fünfzig Prozent Anteil signifikant übervertreten bei der Gruppe der Transgeschlechtlichen?

Zentrale wissenschaftliche und therapeutische Fragen sind völlig ungeklärt. Doch die Trans-Lobby hat kein Interesse, sie zu lösen. Man versteht sich als Bewegung, deren höherer Auftrag es ist, die wahren Gender-Identi-

täten aus der gesellschaftlichen Zwangsjacke von Vorurteil und Konvention zu befreien. Und wer etwa den Wunsch einer pubertierenden, unstabilen Vierzehnjährigen, ein Junge zu sein, nicht vorbehaltlos unterstützt, muss damit rechnen, von den gutorganisierten Trans-Aktivist:innen in den sozialen Medien als «transphob» und «Hasser» diffamiert zu werden.

Die Drohung mit dem Internet-Pranger wirkt. Es finden sich kaum noch Stimmen, die sich kritisch zu den schrillen Thesen und absurden

Trans-Aktivist:innen beschimpften Keira Bell als Verräterin. Doch sie hatte die Genugtuung der Siegerin.

Dogmen der Trans-Weltanschauung äussern. Eine Ausnahme bildet Keira Bell, eine heute 24-jährige Engländerin.

Ihr Vater verschwand früh aus der Familie, die Mutter war Alkoholikerin und psychisch krank. Keira Bell fühlte sich verloren, ein Zustand, der sich noch verschlimmerte, als die Pubertät einsetzte. Sie hasste ihre wachsenden Hüften und Brüste, und sie realisierte verwirrt, dass sie sich von Mädchen angezogen fühlte. Sie kapselte sich ab, ging nicht mehr zur Schule, verfiel in Depressionen. Im Internet erfuhr sie von Frauen, die sich in Männer umwandeln lassen, und in ihr wuchs der Gedanke, dass all ihr Unglück daher rührte, dass sie in Wirklichkeit ein Junge war, der in einem Mädchenkörper steckte.

Sie wurde mit fünfzehn Jahren an die Londoner Tavistock-Klinik überwiesen, spezialisiert auf Jugendliche mit Gender-Identitäts-Problemen. Dort bestätigte man ohne Umschweife ihre Selbstdiagnose, und ab da

ging es nur noch in eine Richtung. Mit sechzehn bekam sie Pubertätsblocker, mit siebzehn Testosteron-Injektionen, mit zwanzig liess sie sich die Brüste abschneiden. Keira hiess jetzt Quincy, nach Quincy Jones, trat dominant auf und trug ein Bärtchen. Für kurze Zeit fühlte sie sich in einem Hoch.

Bald aber regten sich böse Zweifel. Sie realisierte, dass sie trotz Brachialmedikation und Skalpell-Kosmetik nie ein Mann sein werde: «Die Gender-Dysphorie war ein Symptom meiner Misere und nicht deren Ursache.» Sie war eine Frau, wie die Natur es bestimmt hatte, jetzt aber eine verstümmelte. Sie hatte keine Brüste mehr, ihre Vagina war durch die Medikamente geschrumpft, sie würde nie Kinder gebären können, während ihr der Bartwuchs und die tiefe Stimme bis ans Lebensende bleiben würden.

Keira Bell war zutiefst verzweifelt. Doch statt sich umzubringen, machte sie etwas Sinnvolles. Sie verklagte die Tavistock-Klinik. Diese habe ihre jungen Patienten nicht geschützt und schon Zehnjährigen Medikamente wie Pubertätsblocker verabreicht, ohne die möglichen Langzeitfolgen zu kennen. Vor einigen Monaten gab der High Court in London der Klägerin recht. Die Tavistock-Klinik stellte die Verschreibung von Pubertätsblockern an Kinder sofort ein.

Trans-Aktivist:innen beschimpften Keira Bell als Verräterin. Doch diese hatte die Genugtuung der Siegerin. Sie hatte die Debatte über den Transgenderismus neu geöffnet und verändert und wahrscheinlich viele Jugendliche und Kinder davor bewahrt, die gleiche schreckliche Erfahrung durchzumachen wie sie selbst.

Ikone des Trübsinns

Das «Jahrzehnt der verstörten Teenies» hatte auch sein Gutes: Es brachte die herrlich unberechenbare Billie Eilish hervor.

Julie Burchill

Für Popmusik sind die Zeiten schlecht. Früher suchte jede neue Generation in der Musik etwas Ungewohntes, um sich von den Eltern abzusetzen und sich einer neuen Sippe anzuschliessen, mit der sie in die grosse weite Welt aufbrechen konnte. In der Teenager-Evolution galt nicht «survival of the fittest», also das Überleben der Bestangepassten, sondern «survival of the hippest». Die Jugendmusik der heutigen Zeit indes hat sich so verengt, dass sie zu einer Generation passt, die schon vor der Pandemie ihre Zeit damit verbrachte, allein in ihrem Zimmer auf einen Bildschirm zu starren (Zeit, die meine Generation an Rockkonzerten verbrachte oder beim Herumknutschen mit Fremden, während man neue Platten hörte). Diese jungen Menschen wollen keine Musik, die ihnen einen Kick verschafft, sondern die sie in ihrer Fragilität widerspiegelt, während sie in geschützten Räumen ihren Ängsten frönen.

Beste Freundin, schlimmste Feindin

Die ihrem Wesen nach ruppige Rockmusik mit ihrer Bandbreite vom hüftenschwingenden Elvis bis zur selbsterstörerischen Amy müsste heute mit einer Trigger-Warnung versehen werden. Das lustigste und traurigste Beispiel dafür, wie schlecht sich die ach so empfindsame *wokeness* mit der essenziellen Wildheit von Jugendmusik verträgt, konnte man vergangene Weihnachten beobachten: Da spielten Grossbritanniens zwei grösste staatliche Popmusiksender zwei verschiedene Versionen des Klassikers «Fairytale of New York» der Pogues. Radio 2 brachte für uns alte Raver die ungeschnittene Version, in der auch Wörter wie «Schwuchtel», «Schlampe» und «Arsch» vorkommen, Radio 1 die zensierte Fassung, damit keine jungen Hörerinnen und Hörer Anstoss nehmen mussten. Würde der Rock'n'Roll heute erfunden, würden die Jungen Scheiterhaufen errichten, während wir Alten sie anflehten, unsere Teufelsmusik bitte nicht zu verbrennen.

Doch wie Lehrer bei Schulausflügen so gern feststellten: «Einen Spielverderber gibt es immer!» Gott sei Dank! Und in diesem Fall ist es eine Spielverderberin: Billie Eilish, die mit

ihren blauen Haaren, dem Heimunterricht und einem bunten Strauss von Ängsten der Inbegriff der *wokes* war, hat biodynamischen Stunk gemacht, indem sie sich für das Cover der *Vogue* entblättert hat.

Passenderweise am Ende des von mir sogenannten Jahrzehnts der verstörten Teenies, nämlich 2019, wurde die damals siebzehnjährige amerikanische Singer-Songwriterin zur jüngsten Solosängerin, die die Spitze der britischen Hitparade erreichte, nämlich mit ihrem Debütalbum «When We All Fall Asleep, Where Do We Go?». Sie war erst vierzehn, als auf der Online-Plattform Sound Cloud ihr Song «Ocean Eyes» auftauchte; drei Jahre später waren ihre drei Londoner Konzerte binnen zwei Minuten ausverkauft. Sie ist die jüngste Künstlerin aller Künstlerinnen und Künstler, die im selben Jahr in den vier wichtigsten Kategorien der Grammys gewannen und den Titelsong für einen James-Bond-Film schrieben. In einer Zeit, da frau allerlei *woken* Anforderungen zu genügen hat, ist Billie Eilish erfrischend unberechenbar. Beim Betrachten ihrer Videos amüsierte mich, dass eine Generation, die mit Trigger-Warnungen aufwächst, ein Pop-Idol hervorgebracht hat, in dessen Clips allerhand vorkommt: Zwangsmassnahmen in einer psychiatrischen Klinik («Bury a Friend»), Ströme von Kunstblut («Bad Guy») und riesige Spinnen, die auf Kopf und Gesicht der Sängerin herumkrabbeln, während sie «Was braucht es, um zu sterben?» singt («You Should See Me in a Crown»).

Sie trug übergrosse Kleider, die ihren Körper vollkommen verhüllten, ein Look, der mich



„Das riecht mir ganz nach einem Datenleck aus...“



Biodynamischer Stunk: Sängerin Eilish.

immer an traurige Teenager mit Essstörungen erinnert, und tatsächlich machen diese einen grossen Teil ihrer Fans aus. Sympathischerweise ist Eilish ein Fan ihrer Fans, verwendet deren Zeichnungen in ihren Video-Clips und hat gesagt: «Ich habe schon ganze Konzerte gegeben, als ich eine Kehlkopfentzündung hatte. Doch das hat niemand gemerkt, weil die alle für mich singen. Meine Konzerte sind die reinsten Karaoke-Veranstaltungen.»

Doch wenn man in jungen Jahren zum Popstar wird, hat man unter anderem das Problem, dass man für die – gleichaltrigen – Fans mehr als nur ein Künstler oder eine Künstlerin ist: Man ist deren Schmusedecke, Masturbationsfantasie, beste Freundin – und schlimmste Feindin, sobald man sich weigert, sich auf das festlegen zu lassen, als was sie einen sehen wollen, einen Prüfstein und ein Totem. Es gibt nichts Grausameres als einen enttäuschten Fan.

Doch mehr noch als andere schöpferische Menschen haben Sängerinnen und Sänger das Gefühl, zu sterben, wenn sie sich nicht verändern. Ein Schriftsteller muss nicht immer wieder das gleiche Buch schreiben, eine Malerin nicht immer wieder das gleiche Bild malen, aber ein Sänger muss immer wieder dieselben Lieblingslieder singen. Und deshalb haben Sängerinnen und Sänger ein besonders grosses Bedürfnis, sich «neu zu erfinden». Madonna hat dies zu ihrem Beruf gemacht, aber man kann es überall fest-



stellen: vom Ex-Punk John Lydon mit seinem «Make America Great Again»-Hut bis zu Adele, die ihr Körpergewicht halbiert hat. Und jetzt eben bei Billie Eilish. Ihrem Schlabberkleiderkokon entschlüpft, zeigt sie sich als Schmetterling im Bustier und hat auf Instagram in weniger als sechs Minuten eine Million Likes eingeholt, so schnell wie niemand zuvor. Doch wo es Likes gibt, gibt es auch Hasser, und die üblichen Ein-Finger-Tipper, die selbst nichts zu bieten haben, beschuldigen jetzt die junge Sängerin, sie habe «sich verkauft».

53 Millionen Dollar

Es ist in jedem Alter lästig, gesagt zu bekommen, man dürfe sich nicht verändern, um die Langsamen nicht abzuhängen; doch mit neunzehn muss das einen rasend machen. Vielleicht wollte Eilish mit ihrem typischen Schlabberlook dagegen aufbegehren, dass Frauen zu Objekten gemacht werden, vielleicht fühlte sie sich in solchen Kleidern auch einfach nur besonders wohl. Doch sowie du für etwas anderes als für deine künstlerische Produktion berühmt wirst, ist es wohl Zeit, dich davon zu befreien. Wenn Kleider, die man aus Bequemlichkeit trägt, zur Cause célèbre und von Müttern und anderen Schlampenverfolgern für ihre Zwecke benutzt werden – «Warum kannst du dich nicht anziehen wie diese nette Billie Eilish?» –, dann befinden wir uns auf dem gefährlichen Territorium der Anständig-

keit – ein Kriterium, das immer nur auf die Kleidung von Frauen angewandt wird – und der Vorbilder. Und jemanden zum Vorbild zu erklären, ist eines der Mittel, mit welchen die Gesellschaft junge weibliche Berühmtheiten einzupferchen, zu kontrollieren und zu kastrieren versucht.

Glamourmodel ist in der Regel keine erstrebenswerte Karriere – wer will schon einen Beruf, in dem man mit dreissig bereits erledigt ist? Aber wenn man über ein geschätztes Vermögen von 53 Millionen Dollar verfügt (Eilish soll allein für den Apple-Dokumentarfilm 25 Millio-

Ein Rockstar sollte nicht nur die Eltern seiner Fans beunruhigen; wenn er etwas taugt, beunruhigt er auch die Fans.

nen erhalten haben) und der jüngste Mensch ist, der je auf der «30 Under 30»-Liste von *Forbes* aufgetaucht ist, dann ist die Chance, vom Pornobusiness verschlissen zu werden, relativ klein. «Mich begeistern diese Bilder, und der Fototermin hat grossen Spass gemacht», erklärt Eilish mit verschmitztem Grinsen in den sozialen Medien. «Ob du deinen Körper und deine Haut zeigst oder eben nicht – das sollte nichts daran ändern, dass du respektiert wirst. Tu, was immer du willst, wann immer du willst.» Ihr Blick auf dem *Vogue*-Cover erinnert mich daran, wie Elizabeth Taylor als Teenager in die Kamera blickte:

Sie flirtete nicht mit ihr, wie das weniger selbstsichere, Anerkennung suchende Sexsymbole taten, sondern sie ruhte vollkommen in sich, ihre Schönheit war rotes Tuch und Stier zugleich.

Bücherwurm oder Betthäschen?

Allenthalben wird gewarnt, junge Frauen würden heute dazu ermuntert, sich einzig durch ihre Sexualität zu definieren. Aber wenn dem so wäre, warum bringen es dann Akademikerinnen in unserer Zeit so weit wie nie zuvor? Viel wahrscheinlicher ist, dass junge Frauen nicht einsehen, warum sie sich entscheiden sollten zwischen büffeln und vögeln, einem Dasein als Bücherwurm oder als Betthäschen. Sie können beides oder keins von beidem sein, alles aufs Mal oder hin und wieder, das ist völlig egal. Ein Rockstar sollte nicht nur die Eltern seiner Fans beunruhigen; wenn er etwas taugt, beunruhigt er auch die Fans, reisst sie heraus und nimmt sie mit in Gefilde, an die sie gar nie gedacht haben. Billie Eilish hat begriffen, dass ein Rockstar nicht beschwichtigen, sondern provozieren muss – auch und gerade seine Fans. Heute, da die Popmusik zu einer braven Brache verkommen ist, tut es deshalb ganz besonders gut, einen modernen Popstar zu sehen, von dem man nicht die geringste Ahnung hat, was er als Nächstes tun wird.

Aus dem Englisch von Thomas Bodmer

Das war schon souverän

Der EV Zug ist auf grundsolide Art Schweizer Eishockey-Meister geworden. Die Gegner wurden strategisch ausmanövriert.

Hansrudolf Kamer

Der kleinste Kanton, die kleine Stadt am See, nun wieder Schweizer Meister im Eishockey. Chapeau! Und das in einer Sportart, die grosse Nationen von Russland bis Kanada in ihren Bann schlägt. Die Qualifikationsrunden waren eindrücklich, und der neue Rekord mit 119 Punkten und 27 Punkten Vorsprung auf den HC Lugano liess ahnen, dass sich die Zuger etwas vorgenommen hatten – in den Play-offs nicht mehr einzuknicken. Sie liessen nichts mehr anbrennen.

Das war schon souverän. Zug hat natürlich nicht «nur» den Eissportverein Zug (EVZ). See und sanfte Landschaft, freundeidgenössische Geschichte, eine funktionierende Staatsverwaltung, normale Beziehungen zum Bürger, kleinstädtisches Wohlbefinden. Aber für einen, der sich in den Jugendjahren auf der Allmend mit dem fussballerischen Abrackern des SC Zug in den unteren Ligen abfinden musste, ist Schweizer Meister im Eishockey schon eine grosse Nummer. Nie hätte man sich träumen lassen, dass aus dem Baarer Schlittschuhclub, der auf dem gefrorenen Weiher im Lättich spielte, so eine meisterhafte Organisation heranwachsen würde.

Dramatische Auf und Ab

Eishockeymannschaften sind heute mehr noch als jene im Fussball Durchlauferhitzer für Talente und in die Jahre gekommene Routiniers. Es braucht den Blick für sie und den Überblick über den Markt. Der Sportchef, der die Riege jeweils für eine neue Saison zusammenstellt und dann im Laufe des Wettkampfs korrigiert und ergänzt, hat eine zentrale Funktion. Ohne ihn nützt das grosse Geld des Mäzens wenig. Das Puzzle gelang dem Zuger Sportchef Reto Kläy diesmal am besten.

Doch bis es so weit war, dass sich die Konstanz der Mannschaft zeigte, brauchte es einen mentalen Schub. Auf der Website des EVZ lässt sich das dramatische Auf und Ab seit der Gründung nachlesen. Aufstieg in die Nationalliga A nur zehn Jahre nachher, dann abrupte Relegation in die B-Liga wieder eine Saison später. Ständige Trainerwechsel und Fehleinkäufe

bei den Ausländern schmälerten die sportliche Ausbeute. Der finanzielle Ruin war nahe.

Nach einigen Saisons mit Mittelmass folgte der Aufstieg zum ersten Meistertitel, der 1998 gegen Davos errungen wurde. Doch in den Jahren danach tat sich der EVZ wieder schwer. Es drohte erneut der Abstieg, der nur knapp vermieden wurde. Der Wendepunkt zeichnete sich 2014 ab, als die Hockey Academy gegründet wurde, ein einzigartiges Aus-

Sportchef und Headcoach brachten ungewöhnliche Verstärkung nach Zug.

bildungskonzept, das den Sportlern die optimale Kombination von Sport, Ausbildung und Beruf ermöglicht.

Mit dem von Linköping geholten Trainer Dan Tangnes beginnt eine neue Ära. Der Norweger versteht sich als Ausbildner mit einer Gesamtschau und misstraut kurzfristigen Erfolgsrezepten. Mit ihm gewinnt der EVZ zum ersten Mal in der Klubgeschichte den Swiss Ice Hockey Cup.

Die Basis war gelegt. Zusätzlich wurde auch der Umzug ins neue Sport- und Forschungs-

zentrum OYM («On your marks») in Cham, in dem der EVZ sich seit 2020 im Training und bei der Ernährung von ETH-Wissenschaftlern anleiten lässt, perfekt umgesetzt. Finanziert hat diese Investition in die Zukunft der Präsident Hans-Peter Strebel.

Schöner kann Eishockey kaum sein

Sportchef und Headcoach brachten ungewöhnliche Verstärkung nach Zug. Der fünf-fache Meistergoalie Leonardo Genoni (vom SC Bern) sowie die beiden Topskorer Grégory Hofmann (von Lugano) und Jan Kovár (von Pilsen) waren mehr als nur die übliche Nachrüstung. Jeder, der Hofmanns tollen Treffer zum 2:1 gegen Genf-Servette im letzten Spiel gesehen hat, weiss, dass dieser sein Geld mehr als wert war. Schöner kann Eishockey kaum sein.

Zu den Stützen in dieser Saison mit ihren Corona-bedingten Unwägbarkeiten gehörten der Captain und Verteidiger Raphael Diaz, der ruppige Amerikaner Justin Abdelkader, der Tessiner Dario Simion und der Finne Santeri Alatalo. Sie brachten die nötige Zweikampfhärte ins Team. Der EVZ liess sich im zweiten Finalspiel von der physischen Überlegenheit der Genfer nicht beeindrucken, er drehte den Spiess um. Aber alle Spieler verbesserten ihre Leistungen unter dem umsichtigen Coach Tangnes.

Die Frage nun: Kommt es nach dem Grosserfolg wieder zum personellen Aderlass, zum Auseinanderfallen des zusammengekauften Meistereams, zum erneuten Abgleiten in die Mittelmässigkeit? Oder hat der EVZ es in sich, wie Bern, der ZSC, Lugano und Davos an der Spitze mitzuhaltend und weitere Titel zu gewinnen?

Unter dem Eindruck der Play-offs neigt man dazu, auf den EVZ zu setzen, selbst wenn die Stars neue Weiden suchen. Der Coach garantiert sportliche Qualität, der Nachwuchs ist vielversprechend und die finanzielle Schlagkraft respektabel. Der richtige Fan ist ohnehin nicht beunruhigt, er glaubt und ist überzeugt: *Right or wrong, my EVZ.*



Deutscher trifft auf jüdischen Humor

Frau Knobloch hilft Herrn Keller aus der Klemme.



Es wird immer wieder behauptet, die Deutschen hätten keinen Humor, auch wenn sie über jeden Witz zweimal lachen würden. Das erste Mal aus Höflichkeit, das zweite Mal, nachdem man ihnen die Pointe erklärt hat. Deswegen würden sie Judenwitze mögen, die sind direkt, leichtverdaulich und müssen nicht mühsam «kontextualisiert» werden. Zum Beispiel: «Warum haben Juden so grosse Nasenlöcher?» – «Weil die Luft nichts kostet.»

Der Humor unserer Kanzlerin ist natürlich viel subtiler, elaborierter. Wobei nicht jeder versteht, was sie meint, wenn sie zum Beispiel sagt: «Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Not-situationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.» War das eine versteckte Drohung, dass sie uns verlassen und sich ein anderes Volk suchen würde, wenn wir, ihre Untertanen, nicht aufhörten, sie zu kritisieren? Es klang danach. Aber sie hat ihre Drohung, wenn es denn eine war, nicht wahrgemacht. Gott sei Dank.

Grundsätzlich gilt: Der deutsche Humor ist besser als sein Ruf. Nehmen wir folgendes Beispiel. Der Präsident des Deutschen Fussballbundes, Fritz Keller, 64, rastet in einer Vorstandssitzung des DFB aus und nennt seinen Stellvertreter Rainer Koch, 62, von Beruf Richter am Oberlandesgericht München, in einem Atemzug mit Roland Freisler, Hitlers berüchtigtstem Blutrichter, auf dessen Konto über 2600 Todesurteile gehen, darunter die gegen die Geschwister Scholl. Was Keller zu dieser phänomenalen Fehlleistung veranlasst hat, ist nicht bekannt. Die richterliche Tätigkeit seines Vertreters kann es

nicht gewesen sein. Der hat kein einziges Todesurteil gefällt und gilt auch sonst als umgänglich. Der Vorstand des DFB reagiert umgehend, erklärt Fritz Keller zur Persona non grata und fordert ihn auf, von seinem Amt als DFB-Präsident zurückzutreten. Keller aber möchte DFB-Präsident bleiben und weigert sich, sein Amt aufzugeben. Es gibt seinem Leben Sinn. Um sich um ein anderes Ehrenamt zu bemühen, beim Technischen Hilfswerk, dem Deutschen Roten Kreuz oder dem Bund deutscher Philatelisten, dafür ist er zu alt. Er hat einen Plan, wie er die Wogen wieder glätten und sein Amt behalten könnte.

Keller ist Winzer, er weiss um die versöhnende Kraft eines guten Tropfens. Er lässt sich eine kleine Kiste Wein aus seiner Kellerei kommen, kauft einen Riesenblumenstraus, der mindestens 100 Euro gekostet haben muss, und marschiert mit beiden Gaben, begleitet von einem Fotografen der *Bild*, in das Büro von Charlotte Knobloch, 88, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und früheren Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland. Warum? Warum musste es Frau Knobloch sein? Warum nicht der Kabarettist Eckart von Hirschhausen oder die Schauspielerin Iris Berben?

Nun, für Frau Knobloch sprechen drei Gründe. Erstens hat sie einen Sohn, Bernd Knobloch, der in der Ethik-Kommission des DFB aktiv ist, zweitens hat sie den Holocaust überlebt und drittens bei der letzten Gedenkfeier zur Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz im Bundestag die Festrede gehalten. Dabei sagte sie, an die Abgeordneten der AfD ge-

wandt: «Sie haben Ihren Kampf vor 76 Jahren verloren.» Damit hatte sie sich nicht etwa als historische Fachkraft disqualifiziert, sondern als das moralische Gewissen der Nation bestätigt. Wer also wäre geeigneter, Fritz Keller die Absolution zu erteilen, um die er, der DFB-Präsident, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern ersuchte, obwohl sie mit dem Fall, um den es ging, faktisch und praktisch nichts zu tun hatte?

Und tatsächlich, Frau Knobloch war sich nicht zu schade, ihm das «Ego te absolvo» zu gewähren. Gegenüber der *Bild* gab sie die folgende Erklärung ab: «Ich kenne Fritz Keller seit langem als Menschen, der sich für Erinnerung in Verantwortung einsetzt und der versteht, welche wichtige Rolle der Fussball dabei gesamtgesellschaftlich spielen kann und muss. Ich habe ihn deshalb heute sehr gerne zu einem Gespräch empfangen und mich längere Zeit freundlich und offen mit ihm ausgetauscht. Dass er mit seiner unbedachten Aussage einen Fehler gemacht hat, steht ausser Frage: Er selbst hat dafür bereits um Entschuldigung gebeten. Ein einziger verbaler Fehlgriff macht aber Kellers langjähriges Engagement nicht ungeschehen, und er ändert auch nichts an der Person Fritz Keller, die ich kenne und unverändert schätze.»

An dieser Stelle treten der deutsche und der jüdische Humor wieder in eine symbiotische Beziehung zueinander. Der deutsche ist gradlinig wie der Lauf einer Walther PPK, der jüdische gebrochen wie eine Zickzack-Linie. Es ist zum Totlachen. Früher kannte jeder Deutsche einen anständigen Juden, heute ist es umgekehrt.

Abbé Bovets abenteuerliches Leben

Englands Pfadfinder machten das Greyerzer Volkslied «Le vieux chalet» zu ihrer Hymne. Auch in China und Japan ist das Stück bekannt. Sein Schöpfer ist ein schillernder Priester-Barde.

Christophe Büchi

Als mehrsprachiges Land hat die Schweiz keine eigentliche Nationalkultur. Natürlich gibt so etwas wie eine Swisness: Politische Institutionen, Migros und Coop wie auch der Zirkus Knie gehören dazu. Aber eine Folklore, die allen Sprachregionen gemeinsam wäre, muss man mit der Lupe suchen, auch im musikalischen Bereich.

Es gibt nur ein volkstümliches Lied, von dem man sagen kann, dass es in allen Schweizer Sprachregionen gesungen wird: «Le vieux chalet». Statt sich zu bemühen, den Schweizerpsalm («Trittst im Morgenrot daher»), der wegen seines pompösen und nicht enden wollenden Schlussteils schwer singbar ist, mit einem modernen Text aufzupeppen, wäre es vielleicht erfolgversprechender, «Le vieux chalet» mit seiner nicht zu einfachen, aber auch nicht allzu komplizierten Melodie gleich zur Landeshymne zu erklären.

Dauerstreit mit Pfarrer

Trotz der Popularität dieses Lieds ist seine Geschichte wenig bekannt. Nur wenige wissen, dass dieses Chanson nicht eigentlich ein traditionelles Volkslied ist, sondern erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts komponiert wurde (wobei auch die meisten sogenannten Volkslieder viel weniger alt sind, als allgemein angenommen wird). Sein Schöpfer ist der Freiburger Musiker Joseph Bovet, ein katholischer Priester, wie übrigens auch Albrecht Zwysig, der Komponist des Schweizerpsalms.

Geboren wurde Bovet 1879 in Sâles im Greyerzerland. Obwohl er ein Leben lang das gesunde und unverdorrene Landleben zelebrierte, war von einer heilen Welt in seiner Kindheit nicht die Rede. Sein Vater Pierre war Lehrer, führte zur Aufrundung des miserablen Lohns auch eine Bäckerei und eine kleine Landwirtschaft. Mit den Gemeindebehörden und dem örtlichen Pfarrer, der ihm aussereheliche



Verehrerinnen: Komponist Bovet.

Eskapaden vorwarf, lebte er im Dauerstreit. Er war aber musikalisch bewandert und ein Kenner der Greyerzer Folklore und des Patois. Die Mutter, Marie-Joséphine, kümmerte sich um die zehn Kinder, von denen allerdings nur vier das Erwachsenenalter erreichten.

Der musikalische Joseph besuchte das Collège in Romont und kam ans Kollegium St. Michael in Freiburg. Er sang in der Kirche, spielte in der Blasmusik, begann zu komponieren. Nach der Matura verbrachte er ein Jahr im Benediktinerstift in Einsiedeln und dann zwei Jahre im Stift Seckau in der Steiermark, wo er seine Kenntnisse der Gregorianik vertiefte – seine Deutschkenntnisse kamen ihm später zugute. 1905 wurde er zum Priester geweiht und vom Bischof als Vikar ins protestantische Genf geschickt – für einen katholischen Pries-

ter kein einfaches Pflaster, denn der Kulturkampf hallte nach.

Bovet war nicht unglücklich, dass er danach nach Freiburg zurückkehren durfte. Er wurde Musiklehrer am Lehrerseminar in Hauterive sowie im Priesterseminar. Mit enormer Energie und Arbeitskraft ausgestattet, war der junge Priester bald omnipräsent. Er gab Unterricht in der Töchterschule, gründete Chöre, komponierte auf Teufel komm raus: für die Kirche, für politische und folkloristische Anlässe, für Familienfeste.

Weshalb dieser Erfolg?

1910 gelang ihm ein grosser Wurf. Auf dem Weg von Freiburg nach Hauterive hatte er im Wald eine Eingebung. Er setzte sich auf einen Stein und schrieb das Lied «Le vieux chalet» in drei Strophen nieder. Es erzählt von einem Chalet irgendwo in den Greyerzer Bergen, das von Schnee und Steinschlag dem Erdboden gleichgemacht wird. Später setzte er eine vierte Strophe mit Happy End hinzu: Jean, der *armailli* (Hirt), baut das Chalet wieder auf, und zwar schöner als zuvor.

Das Lied wurde bald immens populär. Französische Soldaten, die in der Schweiz im Ersten Weltkrieg interniert waren, machten es in Frankreich bekannt, die englische Pfadfinder-Bewegung machte es zu ihrer offiziellen Hymne. Es wurde in mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt, inklusive Chinesisch und Japanisch. Weshalb dieser Erfolg?

Sicher ist er zuerst einmal dem Lied selbst zuzuschreiben. Die Melodie, die mit einem effektvollen Oktavensprung beginnt, der den Text «Là-haut sur la montagne» (da oben auf dem Berg) umsetzt, ist schlicht und vor allem sehr «cantabile». Der Text brilliert nicht mit umwerfender Originalität, aber er erzählt eine archetypische Geschichte von Niedergang und Neuanfang, die fast alle irgendwie anspricht. Es ist kein Zufall, dass «Das alte Chalet» im

Zweiten Weltkrieg sowohl im Vichy-Frankreich als auch in der Résistance populär wurde. In beiden Lagern erkannte man in diesem Chanson eine Hymne auf einen politischen Neuanfang.

Ehrung mit Bundesräten

Zum Erfolg des Songs trug aber auch der historische Kontext bei. Vor dem Ersten Weltkrieg entstand in der Schweiz die Heimatschutzbewegung, die das angesichts der rasanten Industrialisierung stark wachsende Heimweh nach der alten Ordnung bediente. Abbé Bovet war ein konservativer Mann. Sein Œuvre ist eine Hymne auf das ländliche und alpine Leben, das er von Industrialisierung und Atheismus bedroht sah. Für die Anliegen der Linken und Arbeiter hatte er wenig Musikgehör.

Als das Freiburger Regiment 7 im Generalstreik vom November 1918 nach Olten geschickt wurde, um die streikenden Arbeiter zur Raison zu bringen, schickte er dem kommandierenden Oberstleutnant Roger de Diesbach ein satirisches Lied mit dem Titel «La Salade russe». Die Message war unmissverständlich: Dieser russische Salat war gegen Bolschewisten und Leninisten gerichtet.

In der Schweiz der dreissiger Jahre, im Zeichen der geistigen Landesverteidigung, war Bovet ein gefragter Mann. Der Freiburger Domherr schrieb eine Vielzahl von nostalgisch angehauchten Werken, unter anderem das Festspiel «Mon pays», das am eidgenössischen Schützenfest 1934 in Freiburg aufgeführt wurde. An der Landesausstellung 1939 in Zürich wurde Bovet wie ein Star gefeiert. Im Zweiten Weltkrieg ging er mit seinen Sängerknaben auf Tournee in der Armee. Er war ein Mann ganz nach dem Geschmack des Generals Henri Guisan. Als er 1947 in einem Festakt im Berner Casino geehrt wurde, war neben den Bundesräten Etter und Celio auch der General zugegen.

Die Universität Freiburg verlieh Bovet den Ehrendoktor, die Franzosen machten ihn zum

Ritter der Légion d'honneur. Doch auf einen steilen Aufstieg folgt nicht selten ein steiler Absturz. Während die offizielle Schweiz den Abbé ehrte, brauten sich in seiner engeren Heimat dunkle Wolken zusammen. Sein Erfolg hatte schon lange Neider auf den Plan gerufen. Schon in den zwanziger Jahren besass Bovet ein Auto, ein Privileg, das damals dem Bischof vorbehalten war.

Später fuhr der Priester in der schwarzen Soutane in einem roten Opel herum, was auf rabenschwarze Konservative wie ein rotes Tuch wirkte. Es wurde erzählt, der Abbé schwimme im Geld. «Dies trifft nicht zu», versichert der Greyerzer Préfet (Regierungsstatthalter) Patrice

Es wurde Bovet verboten, sich in der Gegend von Vevey aufzuhalten, wo Mademoiselle D. wohnte.

Borcard, der das massgebliche Buch über Bovet geschrieben hat, beim Interview im Schloss von Bulle. Bovet habe im Gegenteil am Ende seines Lebens finanzielle Probleme gehabt, da er nicht mit Geld umgehen konnte.

Exil im reformierten Waadtland

Vor allem wurde auch von Frauengeschichten gemunkelt. Der grosse und schlanke Charismatiker hatte Verehrerinnen und Groupies, und manchmal, so hiess es, auch mehr. Besonders gut verstehe er sich mit einer Mademoiselle D., die ihm nicht nur die Noten kopierte. Das Gerücht wurde dem Bischof zugetragen. Es kam zu Mahnungen, die der Abbé in den Wind schlug. Es wurde ihm verboten, sich in der Gegend von Vevey aufzuhalten, wo die Dame wohnte. Im Dezember 1947 kam es zum Bruch mit Bischof François Charrière. Zur selben Zeit bekam der unermüdliche Arbeiter ernsthafte gesundheitliche Probleme. Herz und Darm versagten ihren Dienst.

Bovet ging ins reformierte Waadtland ins Exil. Er liess sich in einer Klinik in Vevey be-

handeln und liess sich darauf in Territet und später in Clarens nieder. Im Februar 1951 verstarb er. Freiburg bereitete dem verlorenen Sohn ein Nationalbegräbnis, die Totenmesse in der Kathedrale wurde von Bischof Charrière präsiert. Der Prophet im eigenen Land wurde jetzt quasi heiliggesprochen: 1955 bekam Bovet eine Statue in Freiburg, 1957 eine weitere in Bulle. Er war zum Mythos, zur Statue des Komturs geworden.

«Variations on a Swiss Theme»

Natürlich wurde später auch an dieser Statue gerüttelt. Bovets Musik wurde von einer neuen Generation als rückwärtsgerichtet, ja reaktionär verschrien, ihm wurde gar «musikalischer Faschismus» vorgeworfen. Dies änderte nichts daran, dass er neben dem Rennfahrer Jo Siffert und dem Künstler Jean Tinguely (und vielleicht bald Alain Berset?) zu den prominentesten Freiburgern aller Zeiten gehört.

Der Freiburger Barde hat fast 3000 Stücke hinterlassen. Der Musikverleger Michel Roulin hat mehr als 5000 Partiturseiten veröffentlicht; allein auf der Website des Musikverlags Editions Labatiaz in Saint-Maurice sind Hunderte von Werken verfügbar. Aber vieles harret noch der Veröffentlichung. Allerdings wird das meiste nicht mehr gespielt. Jetzt fallen die Autorenrechte weg, was möglicherweise der Verbreitung des Œuvre dienlich sein wird. Doch auch ohne dies bleiben viele Bovet-Lieder populär.

Um das «Le vieux chalet» jedenfalls muss man sich keine Sorgen machen. Der grosse ukrainische Komponist Myroslav Skoryk hat kurz vor seinem Tod Variationen auf das «Le vieux chalet» für Streichorchester und Piano komponiert; die zwischen Spätromantik und Moderne angesiedelten «Variations on a Swiss Theme» wurden 2019 in Kiew uraufgeführt. So eingängig Bovet komponierte: Auch sein Werk braucht halt von Zeit zu Zeit eine Totalrestauration – wie «Das alte Chalet», das es berühmt gemacht hat.

Falls Sie sich Sorgen um den Studienplatz Ihrer Tochter oder Ihres Sohns machen, wir entlasten Sie gerne!



Gymnasium – Ihr bester Entscheid!

Hohe Bildungsqualität – individuelle Förderung und Unterstützung

Als aufgeschlossenes, familiäres Gymnasium bieten wir moderne Ausbildungsplätze an der Sonne und in bester Bergluft. Beim Lernen unterstützen wir mit persönlicher Betreuung durch unser Internatsteam.

Gemeinschaft und Freundschaft aktiv erleben

Mit Gleichaltrigen zusammenleben und gleichzeitig konzentriert lernen. So schaffen wir mit hoher Er-

folgsquote die Matura. Wir treiben Sport – Sommer und Winter – in der attraktiven Tourismusregion Disentis-Andermatt. Kulturelle Angebote gehören bei uns fest zum Programm. Zusammen mit vielen Jugendlichen Gemeinschaft erleben und als Rückzugsort ein Einzelzimmer (eigene Dusche/WC).

Während der Woche in Disentis lernen, am Freitag entspannt nach Hause fahren zum gemeinsamen Familien-Wochenende.

Mehr Infos unter: www.gkd.ch



Zögern Sie nicht, mit uns in Kontakt zu treten. Rektor Tom Etter freut sich, Sie kennen zu lernen. +41(0)81 929 68 68 | rektorat@gkd.ch | www.gkd.ch

Bach und Cervantes

Nr. 18 – «Vor diesen Denkern wird gewarnt»
Christoph Mörgeli über Irrlehren

Ich möchte den intellektuellen Denkvergiftern kulturelle Leitfiguren gegenüberstellen, deren Wirkung aus überraschendem Winkel jene der Vergifter überstrahlt. Miguel de Cervantes erfand mit «Don Quijote» die moderne Dialektik. (Ganz lesen, nicht nur bis zu den Windmühlen!) Und das Werk von Johann Sebastian Bach überdauert die Abschaffung Gottes, des Auftraggebers seiner Musik.
Balz Baechli, Zollikon

Wie bei Greta

Nr. 17 – «Keine Spur von wachsenden Klimaschäden»
Martin Schlumpf über Simonetta Sommaruga

Warum meint Bundesrätin Sommaruga, dass – wenn schon die reale Klimawandelsituation der Schweiz sinnlose CO₂-Gesetze, weil extrem teuer und nichtsbringend, unter keinen Umständen rechtfertigt – man sich dann ebendiese Lage schnell schlechtmüssen müsse? Wie bei Greta sollen die Menschen in Angst und Panik versetzt werden und dafür auch noch viel Geld abliefern. Man muss wissen, dass eine CO₂-Emissionsreduzierung der Schweiz auf null die globale CO₂-Emission nur minim verringert. Das Einstellen der Atmung der Erdbevölkerung, die pro Person und Jahr beim Ausatmen zirka 0,2 Tonnen CO₂ freisetzt, hätte da schon einen weit höheren Effekt – ohne dies allerdings ernsthaft vorschlagen zu wollen. Doch erkennt man immerhin daran die unverantwortliche Sinn- und Wirkungslosigkeit des CO₂-Gesetzes: Ausser Spesen nichts gewesen. Dass China seine allwöchentliche Inbetrieb-

nahme eines neuen Kohlekraftwerks einstellt, falls die Schweiz das CO₂-Gesetz wider alle Vernunft doch beschliessen sollte, darüber wurde bis zur Stunde nichts berichtet.

Detlef Symietz, Wangen SZ

Tolle Gastfreundschaft

Nr. 17 – «Chinas Konflikt mit den Uiguren»
Francis Pike über die Arroganz des Westens

2019 reiste ich für zwei Wochen in die Provinz Xinjiang und erlebte hautnah die tolle Gastfreundschaft mit kulinarischen Köstlichkeiten aus beiden Kulturen. Verschiedenste Tourismusaktivitäten ermöglichten mir, mehr über die Uiguren zu lernen und Neues über China zu entdecken. Dank den Sicherheitsmassnahmen, zum Beispiel Strassen-Checkpoints oder Überwachungskameras auf öffentlichen Plätzen, habe ich mich jederzeit und überall sicher gefühlt. Diese Sicherheit und Stabilität lässt die Einwohner und Touristen unbeschwert leben.

Emanuel Ledergerber, Nänikon

Was die Schlussfolgerungen von Pike betrifft, muss ich nach der Lektüre des in der *Weltwoche* besprochenen Buchs «Die Kronzeugin» von Sayragul Sauytbay vehement widersprechen: Das System, das China zur Abwehr der Extremismusgefahren aufgebaut hat und aufbaut, kann mit Lagersystemen im stalinistischen Russland und hitlerschen Deutschland mühelos konkurrieren. Deshalb habe ich unabhängig von staatlichen Entscheidungen bezüglich chinesischer Handelsabkommen schon vor einer Weile beschlossen, den Konsum von in China hergestellten Artikeln zu minimieren. Dass viele führende Politiker im

Westen selber viel Dreck am Stecken haben, ist ja auch keine Frage – trotzdem ist mir im Augenblick ein mit biologisch-dynamischer Baumwolle in Indien hergestelltes Remei-Naturaline-Shirt das passendere Kleidungsstück; das darf ja jeder informierte Bürger frei entscheiden.
Klaus Herbig, Aesch

Fiktionen

Nr. 17 – «Weltverbesserung»
Kolumne von Andreas Thiel

Andreas Thiel ist wohl einer jener Autoren der *Weltwoche*, die die Weltlage am umfassendsten begreifen. Wir entfernen uns immer mehr von der Natürlichkeit des Lebens und unserer eigenen Wahrnehmung und vertrauen einem Staat, der von den Fiktionen lebt, die er selber in die Welt setzt. Die Behauptungen und Massnahmen der Staatsreligion sind so absurd, dass man fast anzunehmen versucht ist, dass die Flacherdler näher an der Wahrheit liegen als die Pandemie- und Klimapropheten.

Maximilian Spoerri, Locarno

Mut und Rückgrat

Nr. 17 – «Das zerrissene Herz der Schweiz»
Alex Baur zu Besuch auf dem Herger-Hof

Hut ab und Respekt für all die Hergers, Würglers und Ehrismanns. Für das, was sie tun, braucht es Mut und ein starkes Rückgrat. Sie sind die wahren Helden.

Thomas Held, Grandfontaine

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Nick Kamen (1962–2021)
Bo (2008–2021)



Private Persönlichkeit: Musiker Kamen.

Manchmal lässt sich ein Leben auf eine Frage verdichten. Was würde wohl in seinem Nachruf zuerst erwähnt werden: der Levi's-Reklamefilm, für den er sich 1985 bis auf die Unterhose auszog, oder die drei *kind-of*-Hits, mit denen er in der Folge Top-Ten-Plätze in den Single-Charts verschiedener europäischer Länder sowie Amerikas belegte?

Geboren als Ivor Neville Kamen in Harlow, Südostengland, fiel er 1984, mit 22, erstmals auf, als Cover-Model von *The Face*, einer britischen Stilzeitschrift – über seinem schönen Gesicht, er hatte Schmolllippen, einen Teint und war ausserdem ein Haarwunder, stand «HOT». Madonna, damals wohl der grösste weibliche Star der Welt, sah's möglicherweise ähnlich, jedenfalls bot sie ihm zusammen mit ihrem Produzenten einen Song an. «Each Time You Break My Heart» kommt einem heute, mit 35 Jahren Abstand gehört, als eingängiges, aber eher dünnes Standard-Teeniebopper-Stück vor. Trotzdem, oder vielleicht deshalb, wurde es ein mässiger Chart-Erfolg in mehreren Ländern. Und dass Madonna im Hintergrund sang, dürfte vermarktungsmässig ebenfalls nicht geschadet haben.

Doch vier Jahre später zeigte es Kamen den streng über ihn Urteilenden respektive ihn ein singendes Fotomodell nennenden Musikjournalisten und anderen Beobachtern. «I Promised Myself», die erste Single aus seinem vierten Album («Move Until We Fly»), hatte er selbst

geschrieben; natürlich hatte er damit nicht das Genre gewechselt, doch der Popsong klang voller und ein wenig reifer. In Deutschland oder der Schweiz kam er damit in die Top-Ten-Singles-Charts, in Österreich erreichte sie Platz eins.

Möglicherweise noch erfolgreicher war er beim Daten, einige der schönsten Frauen dieser Zeit waren seine Freundinnen: Talisa Soto, eine amerikanische Schauspielerin, das deutsche Model Tatjana Patitz oder Amanda de Cadenet, eine britische TV-Moderatorin. Und er machte auch weiter Musik, veröffentlichte mehr Alben, die vom Publikum aber nicht mehr gross nachgefragt wurden, die 1990er Jahre mochten ihn nicht.

Weshalb er in den nuller Jahren wieder als Fotomodell arbeitete. Keine *pleasant* Erfahrung für ihn, sagte Lucinda Cary, mit der er seit 2006 zusammen war, in der *Daily Mail*. Er sei eine private Persönlichkeit gewesen und am zufriedensten, wenn er sich nicht habe zur Schau stellen müssen. Doch was sonst soll man machen, wenn die fetten Jahre vorbei sind und man immer noch super aussieht?

Vergangene Woche ist er, kurz nach seinem 59. Geburtstag, in seinem Haus in Notting Hill in London gestorben, an Knochenmarkkrebs. Er war, soviel man weiss, nie verheiratet und hatte keine Kinder. Wie war nochmals die Frage, was würde in seinem Nachruf zuerst erwähnt werden – der Levi's-Reklamefilm, für den er sich auszog, oder seine Top-Ten-Plätze in den Singles-Charts? Das war die Antwort. *Mark van Huisseling*

Hunde und ihre Besitzer, sagt man, würden sich im Alter immer ähnlicher. Bei Bo freilich muss von der ersten Minute an Übereinstimmung mit dem Herrchen geherrscht haben. Denn portugiesische Wasserhunde gelten als intelligent, stolz, sportlich und willensstark – und genauso würde sich wohl auch Barack Obama beschreiben. Eigentlich ein Wunder, dass er nicht den hochfliegenden Geburtsnamen den Hundes beibehielt: New Hope.

Bo kam ins Weisse Haus, weil die Obamas ihren Töchtern einen Hund versprochen hatten. Eigentlich hätte es einer aus dem Tierheim sein sollen, aber weil Malia allergisch auf Tierhaare reagiert, kam nur diese Rasse in Frage. Und wie der Zufall spielt, hatte Obamas alter Mentor Edward Kennedy Erfahrung mit diesen Hunden und stiftete den neuen «Dogus – Dog of the United States».

Im Weissen Haus war Bo immer brav. Er bellte nicht, kaute keine Pantoffeln und liess Herrchen gut aussehen, wenn der sich mit ihm – «ooh» – beim Ballwerfen oder beim Herumtollen auf dem Teppich ablichten liess.

Derlei Unfug veranlasste übrigens Donald Trump, sich kein Haustier anzuschaffen – als nur einer von drei Präsidenten in der US-Geschichte. «Meine Anhänger mögen mich auch so», erklärte er auf Nachfragen.

Grossen Wert legte Obama auf den Hinweis, dass Bo nicht bissig gewesen sei – ein unmissverständlicher Seitenhieb auf den gegenwärtigen Amtsinhaber Joe Biden. Desse deutschen Schäferhund schnappt nicht nur gerne zu. Er hört auch auf den militärischen Namen Major. *Wolfgang Koydl*



Neue Hoffnung: Bo mit Obama.

Meine Niere gehört mir

Der Mangel an Organspenden ist eine Folge der Verstaatlichung.



Der Nationalrat hat bezüglich der Eigentumsrechte an menschlichen Organen soeben eine Umkrempelung beschlossen. Bisher gilt bei Organspenden die Zustimmungslösung. Einer Person dürfen nach deren Tod nur dann Organe zur Transplantation entnommen werden, wenn von ihr eine Zustimmung vorliegt. Die Organe sind so gesehen ihr Eigentum, das man ihr nicht gegen ihren Willen wegnehmen darf. Meine Niere gehört mir.

Nun fordert der Nationalrat eine Art Beweislastumkehr: Wenn sich die Person vorher nicht ausdrücklich gegen eine Organspende ausgesprochen hat, gilt das als Zustimmung zur Organentnahme nach ihrem Tod. Das Eigentumsrecht wird hin zu den Patienten verschoben, die ein Organ brauchen.

Warum? Die Nachfrage nach Organen ist viel grösser als das Angebot. Es sterben Patienten, die durch eine Spende gerettet werden könnten, während viele Menschen brauchbare Organe mit ins Grab nehmen, weil sie nichts abgegeben haben. Diese sollen nun per Befehl zu Spendern werden.

Warum diese gewaltsame Umkehrung der Rechte? Weil die Politiker primär an Staatsgewalt und Zwang und nicht an Freiwilligkeit, Eigenverantwortung, Vernunft und Märkte denken. Sie wollen, dass alles über den Staat läuft und trauen den Privaten praktisch nichts zu.

Warum schafft man denn nicht eine Plattform, auf der die nachfragenden Patienten und die möglichen Spender sich finden und ein Geben und Nehmen vereinbaren können? In freiwilligem Tausch. Politik und Verwaltung sagen, nein, Organe dürfe man nicht dem Handel über-

lassen. Wenn es um etwas derart Lebenswichtiges gehe, müsse der Staat alles in der Hand haben. Man kann auch sagen: Organe sind etwas derart Wichtiges, dass die Leute sicher sorgfältig abwägen würden, wie sie damit umgehen. Klar, ein Markt mit einer Preisbildung wie an der Börse kommt nicht in Frage. Aber eine mildere Form, eine Tauschplattform, auf der man sich gegenseitig hilft, liesse sich einrichten.

Der in Berlin tätige Schweizer Ökonomeprofessor Charles B. Blankart hat seinerzeit bei der Erstellung des Transplantationsgesetzes eine solche auf Freiwilligkeit, privaten Entscheiden und Gegenseitigkeit beruhende Lösung vorgeschlagen. Es wäre eine Art Klub von Gleichgesinnten, die ja sagen zur Organspende im Todesfall – und gleichzeitig für den Fall, dass sie ein Organ brauchen, Priorität erhalten gegenüber allen anderen Patienten, die nicht im Klub sind.

Die Zusicherung, dass man auf der Organwarteliste dereinst im Notfall Priorität hat, ist quasi der Lohn für die Spendebereitschaft heute. Es funktioniert ähnlich wie eine Versicherung auf Gegenseitigkeit, wie sie früher als Selbsthilfeorganisationen entstanden: Im Notfall ist man in der Gruppe füreinander da. Das ist ein erheblicher Anreiz, mitzumachen und sich gegenseitig Spendebereitschaft zu versprechen.

Aber die Juristen, Bürokraten und Politiker sagten: Nein, Organspende und Transplantationen gehören völlig verstaatlicht. Deshalb gibt es einen Organmangel. Ohne Gegenleistung beispielsweise in Form von Anerkennung oder Sicherheitsgefühl haben die möglichen Spender heute wenig Anreize, eine

Zustimmung abzugeben. Falls sie zusagen, lässt ihnen der Staat null Mitbestimmung.

Facebook und die Bürokratie

Die Medienplattform Facebook sperrt den vormaligen US-Präsidenten Donald Trump für weitere sechs Monate, vielleicht für länger. Im Anti-Trump-Lager ist man erfreut. Sein Einfluss in den sozialen Medien sei toxisch gewesen, das ist der Tenor auch in Schweizer Medien. Nur weil man ein Staatschef sei, dürfe man die Menschenrechte bei Facebook nicht verletzen, lautet ein Argument. Damit erscheint Facebook als moralische Macht in der Unternehmenswelt, die weit in die Politik hineinstrahlt. Klar, die Beurteilung erfolgte durch eine sogenannt unabhängige Aufsichtskommission, aber Facebook ist der Vollstrecker. Kommt also nun zur Marktmacht dieses Tech-Konzerns noch dessen politisch-moralische Macht hinzu?

Es ist nicht so schlimm: Was man jetzt sieht, ist eventuell eher ein Machtzerfall von Facebook. Das Unternehmen verbündet sich ja mit Kräften der Regulierung, handelt im Auftrag politischer Strömungen, wenn es spezielle Benimmregeln bei sich einrichtet. Das ist Anpassung, Anlehen an staatsnahe Macht, Willfähigkeit, Dienstfertigkeit gegenüber Bidens Regierung.

Ein Unternehmen, das der Politik und dem Zeitgeist nachläuft, hat nicht mehr so viel Flexibilität und Zeit für Innovationen und Vermarktung. Andere Anzeichen deuten in eine ähnliche Richtung. Der Firmenhauptsitz in Menlo Park wurde 2015 als grösste zusammenhängende Bürofläche der Welt angepriesen. Von Büros ist es nicht mehr so weit zur Bürokratie.

LITERATUR UND KUNST

Der Musiker
Udo Lindenberg ist auch
ein grosser Wortspieler
und Sprachschöpfer.
Tom Kindt, Seite 62

Herausgegeben von Daniel Weber



Vielleicht war das der unerreichbare Stern.

Remedios Varo, Revelation (The Watch), 1955. Da ist er, der Mensch, hineingeworfen in den ewigen Fluss der Zeit voller Strömungen, Strudel, Stillstand und trügerischer Seichtheit. Er kann sie nicht festhalten, nicht zurückholen, nur empfinden kann er sie, wie sie ihn trägt oder ihn fallen lässt. Wie sie ihm Menschen bringt und nimmt, ihn tanzen lässt und straucheln so lange, bis sie ihn für immer verlässt.

Remedios Varo (1908–1963) reiste lange durch die Zeiten ihrer Zeit. Geboren im Norden Spaniens, ein Kind und später eine junge Frau, die gegen alles rebellierte ausser sich selber. Sie ging nach Barcelona und kondensierte sich im

Surrealismus, floh vor der eindimensionalen Realität der Faschisten, nach Marseille zuerst, dann für zwei Jahre nach Venezuela, zog weiter nach Mexiko und suchte Zuflucht in ihren Traumwelten, weil nur die Augen der Traumzeit hinter das Wesen der Welt blicken können.

In Mexiko fand sie das Ticken ihrer inneren, ureigenen Uhr, und sie entdeckte sich selbst als rätselvolle, von zeitlosen mystischen und mythischen Bildern überschwemmte Welt, es war ihre Offenbarung. Sie versank in jenen Fetzen des Seins, die sich von der Realität losgelöst hatten, um wieder zu einer wie luziden Wirklichkeit zu werden. Vielleicht war das der unerreichbare

Stern, nach dem alle Surrealisten suchten und den sie besitzen wollten; eine Welt wie ein Meer, dessen Wellen Traumbilder in den schwimmenden Sand einer Bewusstseinsküste sinken lassen, die wirklich ist als all die Strände dieser Welt.

Varo blieb nicht viel Zeit, um aus der Verschmelzung der Daseinszustände und der Vereinigung des Gegensätzlichen wenigstens für Momente in das ewig Zeitlose einzutauchen. Sie starb so unvermittelt, wie ein Traum von einem Besitz nimmt, voller nur gehannter Bilder, voller Weltensphären, deren vorausseilende Schatten erst ganz wenig nur von Licht beschienen wurden. *Michael Bahnerth*

Brandbeschleuniger des Wissens

Vom Erhabenen bis zum Profanen:
Eine Anthologie zeigt die pralle Vielfalt der Renaissance.

Daniel Weber

Tobias Roth: Welt der Renaissance.
Galiani. 640 S., Fr. 119.–

Wem der Sinn nach Schreckensmeldungen steht, kann direkt auf Seite 68 zu lesen beginnen, wo Baldassarre Bonaiuti in seiner «Florentiner Chronik» berichtet, wie 1348 in seiner Heimatstadt eine «unvorstellbare Seuche» – die Pest – wütete. Das Leben in der Stadt kam zum Stillstand: «Alle Werkstätten waren geschlossen, alle Wirtschaftshäuser waren geschlossen, alles ausser Gewürzhändler und Kirchen.» Unter Qualen verendeten die Angesteckten, viele verhungerten in ihren verrammelten Häusern, weil sie von der Familie im Stich gelassen wurden.

Die Toten wurden in Gruben geworfen und mit etwas Erde bedeckt. Bonaiuti findet dafür ein makabres Bild: «Dann kamen die nächsten darauf und wieder eine Schicht Erde, nur ein bisschen Erde, gerade so, wie man eine mit Käse überbackene Lasagne zubereitet.» Die Totengräber verlangten Wucherpreise, zu Reichtum kamen auch die Lebensmittel- und Kräutrhändler sowie die Schneider von Totenhemden. Italien wurde von der Seuche besonders stark getroffen, aber sie verheerte auch das übrige Europa. Bevor die Renaissance erblühen konnte, starb ein Drittel der europäischen Bevölkerung an der Pest.

Neue geistige Horizonte

Man kann aber auch ganz anders in das Buch einsteigen, auf Seite 83, mit einem heiter gestimmten Brief, den Giovanni Francesco Poggio Bracciolini im Jahr 1416 über «die Bäder von Baden» schrieb. Der Humanist Bracciolini war als päpstlicher Sekretär anlässlich des Konzils von Konstanz in den Norden gereist. Er ist des Lobes voll über die «Freizügigkeit und Vertraulichkeit», die er in den Bädern antrifft, über die Fröhlichkeit und das gemeinschaftliche Vergnügen. Anders als in Rom, wo Missgunst und Geldgier herrschen, erkennt er in den Bädern von Baden eine Lebensart, die ihm beneidenswert vorkommt: «Hier hingegen sind die Men-

schen mit wenigem zufrieden und leben in den Tag hinein, denn jeder Tag wird nach ihrem Gutdünken zum Fest.(...) Sollte ihnen etwas Unangenehmes zustossen, können sie es mit heiterem Sinn aufnehmen. Ihr eigentlicher Reichtum gründet in dieser einen Weisheit: Nur wenn man gut gelebt hat, hat man überhaupt gelebt.»

Poggio Bracciolini war auf dieser Reise auch als «Bücherjäger» unterwegs. In der Renaissance wurden antike Texte neu entdeckt, abgeschrieben und zugänglich gemacht. Wie

«Hier in Baden hingegen sind die Menschen mit wenigem zufrieden und leben in den Tag hinein.»

viele Gelehrte seiner Zeit suchte Bracciolini in Klosterbibliotheken nach jahrhundertlang verschollenen Werken. Im Kloster St. Gallen fand er eine Ausgabe des römischen Rhetoriklehrers Quintilian, «heil und ganz, wenn auch mit Schimmel und Staub bedeckt. Diese Bücher befanden sich aber nicht in der Bibliothek, wie es ihrer würdig gewesen wäre, sondern in einem abscheulichen und dunklen Kerker, im untersten Stockwerk eines Turmes ...» Vor allem aber verdanken wir Bracciolini die Entdeckung von Lukrez' Werk «Von der Natur», ein Schlüsseltext für die umfassende Transformation – geistig, moralisch, gesellschaftlich – jener Zeit.

Mit jedem der 68 Autoren, die in dieser Anthologie versammelt sind, präsentiert sich eine besondere Facette der Renaissance, die von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts eine grossartige Epoche des Aufbruchs, einer gewaltigen Kulturrevolution darstellt. Erobert wurden nicht nur neue geistige Horizonte, sondern dank den Entdeckungsreisen auch neue Kontinente; die Naturwissenschaften und die Medizin veränderten den Blick auf den Menschen, der Buchdruck wurde zum Brandbeschleuniger des Wissens.

Die von den Städten Norditaliens ausgehende Renaissance assoziiert man in erster Linie mit herausragenden bildenden Künstlern. Drei der Grossen sind auch in diesem Band präsent: Leonardo da Vinci mit kurzen Fabeln, manche nur einen Satz lang: «Die Spinne glaubte, im Schlüsselloch etwas Ruhe zu finden, fand aber den Tod.» Michelangelo mit seelenvollen Gedichten. Und Raffael, der Jüngste, mit einem Brief an Papst Leo X., in dem er ein Vermessungs- und Schutzprogramm fordert für die Ruinen Roms, die Hinterlassenschaft der «göttlichen Geister der Antike».

Im Zentrum von «Welt der Renaissance» steht jedoch der Reichtum der Buchkultur. Der Lyriker und Renaissance-Spezialist Tobias Roth hat für die Anthologie Hunderte von Texten ausgewählt und aus dem Lateinischen und Italienischen übersetzt. Ausserdem hat er zu jedem der chronologisch nach dem Geburtsjahr angeordneten Autoren ein einleitendes Kurzporträt verfasst, das Leben und Werk klug, kenntnisreich und anschaulich erläutert. Mit seiner Hilfe navigiert der Leser durch eine unglaublich bunte Vielfalt von Texten und Formen: Gedichte, Kurzgeschichten, Tagebucheinträge, Aphorismen, Essays und Witze. Sogar Rezepte finden sich, von Cristoforo di Messisbugo aus Ferrara, der ein wegweisendes Kochbuch verfasste; und von Bartolomeo Scappi, dem obersten Küchenchef im Vatikan, der «verschiedene Arten, Bärenfleisch zuzubereiten» verrät. Sein Menü, das zum Thronjubiläum von Papst Pius V. 1567 serviert wurde, erstreckt sich im Buch über volle drei (!) Seiten.



«Sie wollen also den Namen Ihrer Frau annehmen, Herr Kleinkack ...»



Grossartige Epoche des Aufbruchs: «Sommer» von Jacopo Tintoretto, um 1555.

Das Bild der italienischen Renaissance, das Roth vermittelt, ist von einer prallen, chaotischen Vielfalt zwischen den Gipfeln des Humanismus und den Niederungen des Profanen. Neben den zotig-derben Versen von Antonio Beccadelli («Schwanzgewaltig herrscht der Franzose hier und er nimmt sich / welche Schenkel er will, küsst, wen er will, ganz allein») stehen die sinnlich funkelnden Gedichte über die eheliche Liebe, die der Neapolitaner Giovanni Pontano nach dem Vorbild Ovids geschrieben hat. Und die Porno-Sonette des Vielschreibers Pietro Aretino aus Venedig, die in ganz Europa Furore machten. Sein Name wurde gleichbedeutend mit einem Genre: Einen pornografischen Text nannte man fortan «Aretino».

Von Aldo Manuzio, dem besten Drucker Venedigs, bekommen wir Einblicke in die Anfänge des Verlagsgeschäfts. Er publizierte in vorbildlichen Ausgaben nicht nur antike Klassiker und religiöse Texte, auch Zeitgenossen aus ganz Europa reisten an, um bei ihm ihre Werke zu drucken, darunter Erasmus von Rotterdam, der neun Monate in Manuzios Werkstatt verbrachte und begeistert war von der geistigen Offenheit, die er dort fand.

Die Tagebucheinträge des Florentiner Bürgers Luca Landucci schildern lakonisch den täglichen Kampf ums Brot der kleinen Leute in seiner Stadt: «Und am 6. Februar 1496 erstickten mehrere Frauen in der Menschenmenge auf dem Getreidemarkt und wurden

halb tot herausgezogen, was eine unglaubliche Sache war, aber die Wahrheit, denn ich habe es gesehen. Und am 10. erstickten eine weitere Frau und ein Mann bei der Brotausgabe der Kommune. Und am 11., Samstag, erreichte das Getreide den Höchstpreis von 4 Lire das Stajo. Und am 19. wurde der Getreidemarkt geplündert.» Von

Der Ideenreichtum erschliesst sich allein schon beim Blättern im grossformatigen Prachtband.

Lorenzo de' Medici, Bankier und faktisch Herrscher von Florenz, lesen wir Beispiele aus seinem «Canzoniere», die zeigen, dass der literarisch interessierte Oligarch tatsächlich auch ein begabter Dichter war.

Savonarola, der Dominikaner und fanatische Kirchenkritiker, der nach Lorenzos Tod Florenz vier Jahre lang zum Gottesstaat machte und Bücher des Humanismus verbrennen liess, kommt mit einer aggressiven Predigt vor – «Was für ein lasches Geschlecht sind wir!» –, die er 1497 hielt, ein Jahr bevor er auf dem Scheiterhaufen hingerichtet wurde.

Analytiker der Macht

Das Füllhorn, das Tobias Roth über die Leser ausschüttet, ist voller Überraschungen. Machiavelli, der messerscharfe Analytiker der Macht, tritt nicht nur als politischer Autor auf, son-

dern auch als Verfasser eines Briefs, in dem er den Besuch bei einer Prostituierten in grotesk überzeichneter Drastik schildert. Und Benvenuto Cellini, der berühmte Goldschmied, der als Schläger, Messerstecher und Mörder eine beträchtliche kriminelle Energie bewies, lernen wir mit dem Sonett «Im Kerker» kennen. «Scheiss Fortuna», hebt es an – geschrieben hat er es wahrscheinlich während der vierjährigen Kerkerhaft, zu der er wegen Sodomie mit seinem Gehilfen verurteilt wurde.

Der Ideenreichtum und die Kreativität der Renaissance erschliessen sich allein schon beim Blättern in diesem grossformatigen Prachtband. Nicht nur, weil Hunderte von Abbildungen die Kunst der damaligen Buchgestaltung illustrieren – manches, was die ersten Drucker schufen, ist ästhetisch nicht zu übertreffen. Auch das Buch selbst ist eine Augenweide – eine verlegerische Grosstat, wie man sie selten findet. Die Gestaltung orientiert sich an der wunderbaren Buchkunst der Renaissance, von der Typografie über die jedem Autor beigegebenen Porträtmedaillen bis zu den Initialen des Registers, das verdient, hervorgehoben zu werden: Im Personenregister stösst man auf unzählige Querverweise, die überraschende Bezüge zwischen den Autoren und den erwähnten historischen Figuren ermöglichen. Und das Sachregister eröffnet einen spielerischen Zugang zu den Texten, mit denen Tobias Roth der Renaissance ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Verführung der Intellektuellen

Rainer Hank

Anne Applebaum: Die Verlockung des Autoritären. Warum antidemokratische Herrschaft so populär geworden ist. Siedler. 208 S., Fr. 34.90

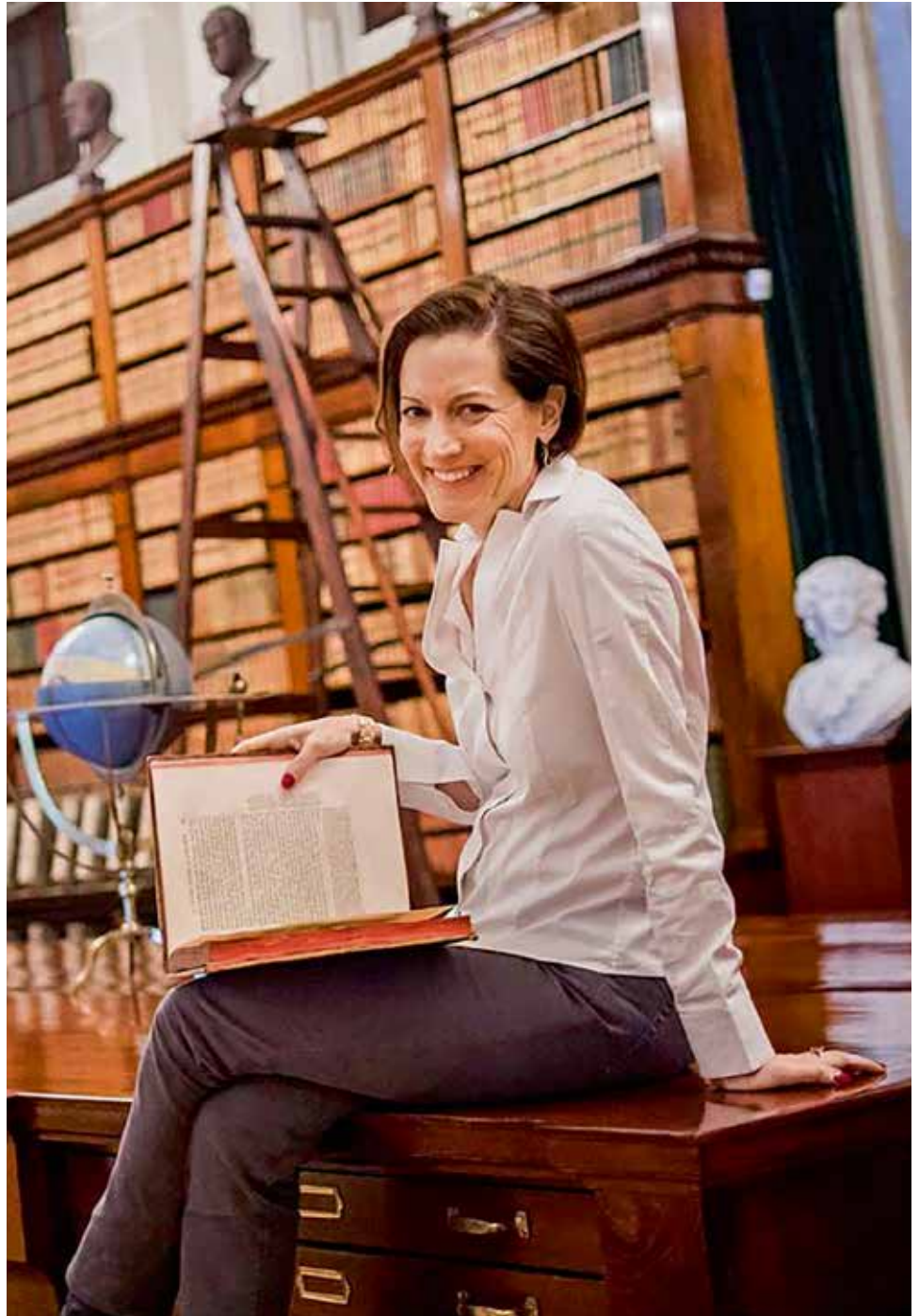
Am Silvesterabend 1999 lädt die amerikanisch-polnische Journalistin Anne Applebaum zusammen mit ihrem Mann, dem damaligen stellvertretenden polnischen Außenminister Radek Sikorski, eine bunte Schar von Freunden auf ein kleines Landgut im Nordwesten Polens ein: Journalisten aus London und Moskau, Jungdiplomaten aus Warschau. Aber auch Jugendfreunde aus der Nachbarschaft sind darunter und viele Verwandte. Es muss eine ausgelassene Party gewesen sein: Polen war im Begriff, sich dem Westen anzuschließen. Alle hatten den Eindruck, man sitze im selben Boot. «Wir waren uns einig über die Demokratie, den Weg zum Wohlstand und die generelle Richtung», erinnert sich Applebaum.

Heute, gut zwanzig Jahre später, würde sie die Strassenseite wechseln, um einigen Gästen von damals aus dem Weg zu gehen, schreibt Applebaum in ihrem Buch «Die Verlockung des Autoritären». Umgekehrt gelte dies auch.

Es geht um Entfremdung. Es geht um die Sprachlosigkeit von Eliten, deren einziges Medium die Sprache ist. Applebaum deutet die Entfremdung als Radikalisierung von Teilen der einstigen Mitte. Zerbrochen sei der damalige Grundkonsens zu Demokratie, Marktwirtschaft und Rechtsstaat, einer aufgeklärten westlichen Wertegemeinschaft. Das ist in groben Zügen die These des Buches, das essayistische, biografische und erzählerisch-literarische Formate miteinander vereint. Und das uns mit einer Autorin bekannt macht, die in den kosmopolitischen Welten der Eliten von Washington über London bis Warschau wie ein Fisch im Wasser zu schwimmen vermag.

Ausdruck des Nichtverstehens

Doch stimmt die These ihres Buches? Oder spiegelt es einfach nur die Entfremdung, ohne zu verstehen? «Warum antidemokratische Herrschaft so populär geworden ist», lautet der Untertitel der deutschen Ausgabe, der so falsch wie verräterisch ist. Polen, Ungarn, die Vereinigten Staaten unter Donald Trump oder Grossbritannien unter Boris Johnson: Das alles sind Länder, an denen man vieles kritisieren kann – sogar, dass sie es auf eine Demontage der Rechtsstaatlichkeit abgesehen hätten. Aber antidemokratisch sind sie gerade nicht. All ihre Regierungen sind auf demokratischem Weg an die Macht gekommen. Demokratie schützt die



Bekennnis zum subjektiven Standpunkt: Autorin Applebaum.

Demokratie nicht vor Populismus. Dass dies Anne Applebaum nicht passt, kann man verstehen, verleiht ihrem Buch deswegen aber noch keine deutende Stärke. Im Gegenteil: Es

Es geht um Sprachlosigkeit von Eliten, deren einziges Medium die Sprache ist.

ist Beleg dafür, dass die Sprachlosigkeit Ausdruck des Nichtverstehens beider Seiten ist. Zumal sich ein Rechercheproblem auftut: Viele der Ex-Freunde weigern sich, mit der Autorin zu reden, was der Methode des *naming and shaming* nicht gerade Überzeugungskraft verleiht.

Einige Ex-Freunde reden doch. Nehmen wir John O'Sullivan. Der Mann war in den 1980er Jahren Ghostwriter von Margaret Thatcher, später Herausgeber der *National Review*, einer der wichtigsten konservativen amerikanischen Zeitschriften. Mit Mitte siebzig, am Ende einer aussergewöhnlichen Laufbahn, fand er seinen Weg nach Budapest, wo er beim Danube Institute anheuerte, einem von der ungarischen Regierung gegründeten und finanzierten Think-Tank. Er wird zum glühenden Verehrer des ungarischen Ministerpräsidenten Victor Orbán.

Im Herbst 2019 kommt es nach langem Schweigen zu einem Telefongespräch zwischen der Autorin und O'Sullivan, der sich ge-

rade auf einer Kreuzfahrt befindet. Während Applebaum die so erwartbaren wie richtigen Fragen nach der Demontage der Gerichtsbarkeit und der Pressefreiheit stellt – und warum ihr Kumpel von damals das alles mitmache –, dreht der Ex-Freund den Spiess einfach um: Nicht er habe sich verändert, sondern Applebaum, die er als Angehörige der «liberalen, justiziellen, bürokratischen und internationalen Elite» beschimpft, die «gegen demokratisch gewählte Parlamente» sei. Man kann das perfide nennen, muss aber zur Kenntnis nehmen, dass die Ex-Freunde einander wechselseitig absprechen, Demokraten zu sein – womit sie, hochgestochen gesagt, nicht mehr auf ein gemeinsames *level playing field* zurückfinden. Entsprechend endet das Telefonat: «Er war verärgert, ich auch.»

Applebaum macht sich die Unterscheidung David Goodharts zwischen den globalen «everywheres» und den lokalen «somewheres» nicht zu eigen. Ihre radikalisierten Freunde gehören ja derselben Klasse an wie sie selbst. Das Buch ist zudem komplett frei von jener moralistischen Arroganz, mit der heutzutage Analysen des Populismus oft daherkommen. Näher ist ihre Position an den Einlassungen von Ivan Krastev und Stephen Holmes, die in den Staaten Mitteleuropas nach dem Aufbruch von 1989 eine tiefe Enttäuschung vom liberalen westlichen Modell diagnostizieren.

Loyalität und Zugehörigkeit

Viele ihrer früheren Freunde seien froh, dass es in autokratischen Staaten nicht mehr um Wettbewerb, Markt und Demokratie gehe, sondern nur noch um Loyalität und Zugehörigkeit. Sie sind enttäuscht worden von ihren Erwartungen, obwohl ihre Länder seit 1990 ökonomisch eine lupenreine Erfolgsgeschichte durchlaufen haben. Bestechend ist auch die Beobachtung, dass die meisten der osteuropäischen «rechten» Regierungen sich dezidiert «antikommunistisch» geben, weil sie wissen, dass das gut ankommt, sich aber zugleich ungeniert jener Methoden (Säuberung, ideologische Gleichschaltung) bedienen, die dem kollektiven Pfadbewusstsein des Kommunismus seit 1945 entstammen. Dass Applebaum am Ende zur Generalthese eines müden und reaktionären Kulturpessimismus ausholt, bleibt wenig griffig. Auch der Rückgriff auf die These des französischen Essayisten Julien Benda von der «Trahison des clerics» (1927) bringt den Leser nicht weiter. Immer schon gehörte es ins Waffenarsenal der Intellektuellen, andere Intellektuelle als verführt von der Macht, der Politik, der Religion zu stigmatisieren. Ehrlicher ist Applebaums Bekenntnis zum subjektiven Standpunkt: «Ich habe kein objektives Geschichtsbuch geschrieben, sondern meine Sicht. Ich bin auch Teil der Story.»



Kleiner Aufbruch

Anton Beck

Judith Hermann: Daheim.
S. Fischer. 192 S., Fr. 31.90

Das Problem, das Judith Hermann mit sich herumträgt, besteht darin, dass sie das perfekte Buch schon einmal geschrieben hat. Ihr Erzählband «Sommerhaus, später», der 1998 erschien, hat mittlerweile Kultstatus, ist Schullektüre und ein Teil der jungen Literaturgeschichte. Damals erzählte Hermann in nüchternem Ton von «meist jungen Menschen, denen es nicht so gut geht auf dieser Erde», wie Marcel Reich-Ranicki es beschrieb. Die titelgebende Geschichte etwa folgt einer Ich-Erzählerin durch ein graues Berlin, durch verschiedenste Betten immer entlang der Prokrastination.

Seitdem schrieb Hermann einige Erzählbände, auch einen Roman und nun «Daheim», ein Buch, das in vielerlei Hinsicht ihrem Debüt ähnelt. Auch diesmal erzählt Hermann aus der nüchternen Ich-Perspektive einer Frau von den Alltäglichkeiten eines Lebens. Zunächst in ihren frühen Zwanzigern in der Stadt, später abgeschieden auf dem Land, und in der zweiten Lebenshälfte, als die Erzählerin in einer Bar arbeitet. Dort hängt sie dem Gedanken nach, was hätte sein können, wenn sie in ihrer Jugend, damals, als sie in einer Zigarettenfabrik tätig war und die Feierabende auf ihrem Balkon ebenfalls mit Zigaretten verbrachte, ein Angebot angenommen hätte, das sie nach Singapur geführt hätte.

Immer mal wieder stolpert ihr neuer Liebhaber Arild dazwischen, ihr Sohn Otis, ihr Bruder und dessen zwanzigjährige Freundin

Nike. Der Rest besteht aus atmosphärischen Beschreibungen: «Wenn Nike auf der Seite lag, die Hände unter der Wange zu einem Kissen gefaltet, konnte sie durch ein Astloch das Fenster sehen, den Fuchs an seinem Fallschirm auf dem Glas und die Aussenwelt. Andere Fenster. Himmel über hohen Häusern. Mond.»

Alternativer Schleier

All das ist von einem gewissen alternativen Schleier umgeben, von den Namen bis hin zum einsamen Landhaus und den Beschreibungen;

Ist das der unkreative Versuch, denselben Hit nochmals zu landen, oder ein intertextuelles Spiel?

irgendwie will nichts so richtig typisch erscheinen, obgleich die Dinge, die Hermann beschreibt alles andere als speziell oder aussergewöhnlich sind. Diese Balance meistert sie gut, «Daheim» ist eine angenehme Lektüre für ein verregnetes Wochenende, ein Buch, das einen nicht allzu stark aus der Bahn wirft, das nicht zu tief in menschliche Abgründe hinabsteigt, aber auch nichts beschönigt – ein bisschen so wie «Sommerhaus, später».

Nur ist genau das auch der Schwachpunkt von «Daheim». Denn die Frage stellt sich: Darf eine Autorin ihren Bestseller nochmals schreiben oder sich zumindest so stark daran anlehnen? Ist das der unkreative Versuch, denselben Hit nochmals zu landen, oder ein intertextuelles Spiel? Man ist geneigt, all das zu bejahen, vielleicht gar darüber hinwegzusehen, selbst wenn das solide Buch nicht der grosse neue Aufbruch in die Ferne ist.

Neu in Kiosken!
ab 12.5.2021

ich

Wissensmagazin
01/2021 - Fr. 9.80
6 Ausgaben pro Jahr

Das beste Geschenk
Eine glückliche
Zukunft
für unsere Kinder

Klimawandel
Das Ende des
Faktenkrieges

Zukunftsangst
Besiegen Sie dieses mediale
Kontrollinstrument

Wohnen 2030
Traumwohnung schnell gefunden

Gönnen Sie sich etwas Abstand. Erweitern Sie Ihren
Horizont. Entdecken Sie erstaunliches neues Wissen.

www.ich-wissen.com



Die ganze Geschichte des Klimawandels ist noch nicht erzählt.

Klimawissenschaftler und ihre Instrumente

Markus O. Häring

Steven E. Koonin: *Unsettled – What Climate Science Tells Us, What It Doesn't, and Why It Matters.* Ingram Publisher Services. 240 S., Fr. 36.90

Wie oft haben wir uns schon belehren lassen müssen, dass in Sachen Klima die Wissenschaft eindeutig sei? «The science is settled.» Der Autor stellt das gut begründet in Frage. Er besinnt sich auf die ureigene Aufgabe der Wissenschaft: Wissen schaffen. Und darüber informieren. Wertungsfrei darstellen, was man weiss, und auch, was man (noch) nicht weiss.

Steven E. Koonin, 69, ist Physikprofessor und Direktor des Center for Urban Science and Progress an der New York University. In der Obama-Administration war er im Department of Energy Unterstaatssekretär für Wissenschaft. Geprägt hat ihn eine Vorlesung seines Kollegen Richard Feynman, des berühmten Quantenphysikers und Nobelpreisträgers. Feynman erzählte die einfache Geschichte des Verkäufers eines speziellen Speiseöls. Das Öl sollte das Bratgut im Gegensatz zu den Konkurrenzprodukten nicht durchtränken. Feynman bemerkte, dass dies zwar stimme, allerdings nur bei einer bestimmten Temperatur, ansonsten verhalte es sich wie jedes andere Speiseöl. Und hier liege der feine, aber entscheidende Unterschied zwischen einem

Verkäufer und einem Wissenschaftler: Letzterer müsse die ganze Information liefern und nicht nur die, die ihm passe.

Ungesichertes Wissen

Seine ersten Zweifel an der Korrektheit in der Kommunikation zu Klimaerkenntnissen kamen Koonin 2013 an einem Workshop der American Physical Society. Das Ziel war dort, den Stand der Klimawissenschaft von zwölf führenden Klimawissenschaftlern und Physikern, darunter er selbst, einem Stresstest zu unterziehen. Dieser – übrigens vollständig pro-

Koonin stellt den Wert numerischer Modelle als Prognoseinstrumente zu Recht in Frage.

tokollierte – Workshop war für ihn ein Augenöffner, wie viel in Sachen Klimawandel noch ungesicherte Kenntnisse sind.

Koonin stellt kein einziges Messresultat der Klimaforschung in Frage. Er ist überzeugt, dass die grosse Mehrzahl wissenschaftlicher Publikationen von integren Forschern erarbeitet wird. Es liegt ihm deshalb auch fern, am Klimawandel und an den menschengemachten Emissionen zu zweifeln. Das Problem sieht er in den unvollständigen und nach persönlichen Ansichten gewerteten Statements von Wissenschaftlern gegenüber der Öffentlichkeit.

Leider sind viele Wissenschaftler aus der Notwendigkeit, ihre Arbeit zu rechtfertigen, zu Überzeugungstätern und zu Verkäufern ihrer

persönlichen Meinung geworden. Ohne die Darlegung, wie unverzichtbar ihre Forschung sei, wäre unter anderem auch deren Finanzierung nicht gesichert. Das verzerre gerade beim Klima, einem durchaus emotionalen Thema, die Realität massgeblich. Dabei bleiben die Medien mit der Übernahme alarmierender Aussagen («Fear sells») noch ganz ausgeblendet.

Koonin stellt den Wert numerischer Modelle als Prognoseinstrumente zu Recht in Frage. Numerische Modelle sind heute unverzichtbare Werkzeuge, um zu prüfen, ob man einen beobachteten natürlichen Prozess, zum Beispiel ein Wetterphänomen, richtig begriffen hat. Wenn das Resultat von den Messdaten abweicht, ist das Modell falsch, oder man hat etwas übersehen, das es noch zu entdecken gilt. So funktioniert Wissenschaft. Koonin kommt zum selben Schluss, den ich auch schon mal gezogen habe: Wären die numerischen Prognosemodelle so gut, wie sie angepriesen werden, hätten ihre Schöpfer schon längst in die Finanzbranche gewechselt und sich dort masslos bereichern können. Grundsätzlich geht es um den Qualitätsunterschied gemessener Daten gegenüber Modelldaten. Diese Unterscheidung kommt meines Erachtens in Koonins Darlegungen zu wenig zur Geltung.

Was lernen wir aus diesem Buch? Unsere Hochschulen, ihre Forscher und Lehrer müssen sich dringend auf die Tugend zurückbesinnen, die ganze Geschichte zu liefern, unvoreingenommen von persönlichen Einschätzungen. Dies zu unterlassen, ist nicht nur ethisch problematisch, es kann auch als Zweifel

an der Urteilsfähigkeit des Publikums und als Überheblichkeit verstanden werden. Die Gefahr, die immer noch hohe Glaubwürdigkeit zu verlieren, ist real. Dabei braucht man nicht einmal auf die jüngsten Fehlprognosen medienaffiner Epidemiologen hinzuweisen.

Der Autor greift ein Thema auf, das den angesprochenen Kreisen keine Freude bereiten wird. Von ihnen wird Koonin Kritik mit vorhersehbaren Kategorisierungen entgegenbrachten. Er dürfte das wohl als Bestätigung seiner Thesen zur Kenntnis nehmen.

Markus O. Häring ist Geologe und Vizepräsident des Carnot-Cournot-Netzwerks.

Ein Hauch Wehmut

Nathalie Zeindler

Charles Lewinsky: Sind Sie das?
Eine Spurensuche. Diogenes. 288 S., Fr. 32.–

Das Alter ist die Zeit der Versöhnung mit dem eigenen Leben, mit seinen Startbedingungen, die nicht zu ändern waren, und den Ereignissen, die zu Prüfsteinen wurden. Bereits seit längerer Zeit befasste sich Charles Lewinsky mit dem Gedanken, seine Lebensstationen nochmals aufzurollen und dabei herauszufinden, inwiefern er seine eigene Biografie in seine Bücher geschmuggelt hat – ob bewusst oder unbewusst.

Seinen 75. Geburtstag hat der vielseitige Schriftsteller zum Anlass genommen, um eine innere Reise anzutreten und eine provokative Frage erneut auf sich wirken zu lassen, die ihm einst ein Gymnasiallehrer im Rahmen einer seiner Lesungen gestellt hat: «Herr Lewinsky, die Hauptfigur in Ihrem Roman ‹Johannistag› ist ein Pädophiler. Sind Sie das?» Wie stark definiert sich ein Autor mit seinem Protagonisten, und welche Parallelen lassen sich zwischen Fiktion und eigenem Erleben finden?

Geplatze Träume

Zu seiner jüdischen Herkunft bekam Lewinsky im Laufe seiner Jugend einen immer schwierigeren Bezug, eine Entwicklung, die dazu



führte, dass er religiösen Vorschriften kritisch gegenüberstand und sich gar als Atheisten bezeichnete. Das ist ebenso Thema wie seine Schulzeit in der Zentralschweiz. In Zürich wurde Lewinsky seinerzeit nicht ins Gymnasium aufgenommen, weil er als orthodoxer Jude am Samstag nicht hätte schreiben dürfen. Den Unterricht besuchen, ja; einen Füller in die Hand nehmen, nein.

In Luzern herrschte diesbezüglich ein offeneres Klima, doch diese Sonderregelung war ihm dennoch ein Dorn im Auge und führte zu Einsamkeitsgefühlen. Gleichzeitig träumte der Schüler, der kaum Kontakte zu seinen Luzerner Kameraden pflegte, weil er stets rechtzeitig den Zug nach Zürich erwischen musste, davon, in einem bestimmten Bereich hervorstechen zu können, ein Wunsch, der sich auch in seinem mit Doris Morf geschriebenen Werk «Hitler auf dem Rütli» (1984) zeigte. Im Zentrum steht ein inhaftierter Schachmeister, der das Jassen so gut lernt, dass er ein beliebter Spielpartner für die schweizerische Wachmannschaft wird.

Manche Träume sind auch jäh geplatzt; so erfüllte sich Lewinskys Traum nicht, eines Tages als Schauspieler die Bretter, die die Welt

In seinem sehr persönlichen Buch betrachtet sich Lewinsky durchaus kritisch.

bedeuten, zu erobern wie einst sein Vorbild Peter Brogle. Es sei ein langer Weg, um eigene Erfahrungen mit dem nötigen Abstand betrachten zu können, sagt er, und hinzu komme, dass Emotionen im Alter ihren Glanz verlören, ganz im Gegensatz zu jungen Jahren, in denen der Autor seine Freude über seinen Fernsehroman «Mattscheibe» (1991) am liebsten der ganzen Welt kundgetan hätte.

Ein Hauch Wehmut schwingt mit. In «Sind Sie das?» bildet Lewinsky Menschen ab, mit denen er einst gearbeitet hat, unter anderem das TV-Urgestein Carolin Reiber, die der jungen Generation längst kein Begriff mehr ist. «Liebe Carolin, mit dreissigjähriger Verspätung bitte ich dich um Verzeihung für die lieblose Karikatur, die ich in diesem Buch aus dir gemacht habe. Statt mich von deiner fleckenfreien Art, zu moderieren, inspirieren zu lassen, habe ich mich mit einem grobschlächtigen Zerrbild begnügt.»

In seinem sehr persönlichen Buch («ich bin nicht pädophil») betrachtet sich Lewinsky durchaus kritisch, was ihn für die Leserinnen und Leser nahbar macht und wohl so manchem angehenden Schriftsteller Impulse vermittelt. Eines ist ihm dabei besonders bewusst geworden: «Ausgerechnet die Menschen, die mir auf der emotionalen Ebene am nächsten sind, haben in meinen Büchern wenig Spuren hinterlassen. Leben und Schreiben scheinen sich bei mir in getrennten Welten abzuspielen.»



Die Bibel Reiz der Horde

Es wurde mir über euch berichtet, dass jeder von euch Partei ergreift: Ich gehöre zu Paulus – ich zu Apollos – ich zu Kefas – ich zu Christus. Ist etwa Christus zerteilt? (1 Kor 1, 11–13). – Der Homo sapiens war über Jahrtausende darauf angelegt, in überschaubaren Gruppen mit einem Anführer zu leben. Entsprechende Reflexe steuern bis heute unser Verhalten. Dazu gehört die Neigung, die Dinge nicht nach sachlichen Gesichtspunkten, sondern im Gleichklang mit der Horde zu beurteilen. Es konnte sein, dass einer zum Beispiel Bärlauch widerlich fand. Aber weil dieser in den Frühlingstagen von der Horde genossen wird, schmeckte er angeblich auch ihm. Mit solchen Reflexen musste sich der Apostel Paulus herumschlagen. In der Gemeinde in Korinth waren Streitigkeiten ausgebrochen. Das Kriterium waren nicht verschiedene Facetten des Christusglaubens, sondern die Anhänglichkeit an eine Horde und ihren Leader. Dass manche zu Christus, andere zu Paulus oder Kefas gehören wollten, zeigt die Verwirrung. Christus muss ja für alle wegweisend sein. Aber innerhalb dieses Bekenntnisses haben unterschiedliche Akzente Platz.

Um der Wahrheit näherzukommen, sind offene Gespräche das richtige Mittel. Das galt für die Christen in Korinth, und es gilt gleichermassen für jede Gemeinschaft, die auf irgendeinem Gebiet die Klärung und den Konsens sucht. Zu fast jedem Gespräch gehören auch unangenehme Äusserungen. Um ihnen standzuhalten, braucht es Disziplin und Grossherzigkeit. Wo sie fehlen, suchen die Menschen Anschluss bei Gleichgesinnten, um sich sicher zu fühlen. So verstummt das sachbezogene Gespräch und macht der Abgrenzung zwischen den Horden Platz. Die Lage in Korinth kommt mir bekannt vor. Hordenbildung ist auch für viele heutige Menschen bequemer als das behutsame Gespräch mit offenem Visier.

Peter Ruch

Heile Welt aus «Turkeywood»

Ob Historienschinken oder seichte Soaps – die Türkei ist mit populären TV-Serien zur Filmweltmacht hinter Hollywood aufgestiegen.

Wolfgang Koydl

Dirilis: Ertugrul; Fatma; Payitaht Abdülhamid
(alle Serien auf Netflix)

Jetzt wird es ernst für unseren Helden, er ist eingekesselt von einer Übermacht: Sechs Schwerter fliegen aus den Scheiden, Stahl blitzt auf Stahl, Schritt um Schritt wird unser Held zurückgedrängt. Doch dann der Gegenangriff. Mann für Mann sinkt der Gegner zu Boden, Blut färbt die schneeweissen Umhänge der Tempelritter so rot wie das Kreuz, das sie auf der Brust tragen.

Tempelritter? Moment mal, waren das nicht immer die Guten? In westlichen Filmproduktionen schon, aber bei der Betrachtung von Historienschinken aus türkischer Produktion gerät so manches im westlichen Weltbild ins Wanken. Wie auch das Narrativ von den frommen Edelleuten im Heiligen Land.

Denn hier ist unser Held Ertugrul Gazi, Stammvater des Osmanengeschlechts, das bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Konstantinopel herrschte. Der im 13. Jahrhundert lebende Clanführer bekämpfte Mongolen, Byzantiner und Kreuzritter gleichermaßen. Im 21. Jahrhundert ist Ertugrul Star einer der erfolgreichsten türkischen Fernsehserien: «Dirilis: Ertugrul» (Auferstehung: Ertugrul).

Tonikum für den Fremdenverkehr

Die fünf Staffeln eroberten die islamische Welt im Sturm, wo sie als türkisches «Game of Thrones» gefeiert wurden. Ein Schmied meldete, dass sich die Nachfrage nach Schwertern dank der Serie vervielfacht habe. Ein türkischer Filmkritiker wurde nach einem Verriss wegen «Beleidigung des Gedenkens an Ertugrul Gazi» festgenommen.

Allein in Pakistan verfolgten 130 Millionen Menschen seine Abenteuer. Durch ihn habe «unsere Jugend islamische Geschichte und Moral» kennengelernt, lobte Premierminister Imran Khan den TV-Strassenfeger. Andere islamische Herrscher sahen das kritischer, immerhin haben die Osmanen die Ara-

ber jahrhundertlang unterdrückt: Saudi-Arabien und die Emirate lancierten eine eigene Serie, in der die Türken wieder als Bösewichter zurechtgerückt wurden. Doch «Königreiche des Feuers» flopte.

Mit Serien wie «Dirilis: Ertugrul» hat auch die türkische Filmindustrie ihre Auferstehung gefeiert. Schier ewig schien sie auf Yilmaz Güney («Yol») und andere intellektuelle Filmschaffende festgelegt zu sein. Die neuen Produktionen nun sind gar nicht intel-

Der Ritterschlag erfolgt dieses Jahr, wenn der Serien-Mogul Netflix ein Büro in Istanbul eröffnen wird.

lektuell, aber dafür erfolgreich: Nur die USA verkaufen inzwischen mehr Serien in alle Welt als die Türkei. Konkurrenten wie Bollywood in Indien oder «Nollywood» in Nigeria liegen abgeschlagen zurück. Im nächsten Jahr peilt «Turkeywood» einen Umsatz von einer Milliarde Dollar an.

Der höchste Ritterschlag erfolgt noch dieses Jahr, wenn der Serienmogul Netflix ein eigenes Büro in Istanbul eröffnen wird. Das amerikanische Unternehmen hat schon jetzt mehrere *diziler*, wie die Serien auf Türkisch heissen, in sein Angebot aufgenommen – viele davon synchronisiert in den jeweiligen Landessprachen.

Meist handelt es sich um seichte Soap-Operas, angesiedelt irgendwo zwischen «Friends»



„Es war Liebe auf den ersten Blick ...“

und «Lindenstrasse». So gut wie alle spielen in Istanbul, was die Gelegenheit zu üppig schönen Veduten von Bosporus und Blauer Moschee bietet, was seinerseits – vor den Corona-bedingten Reisebeschränkungen – ein Tonikum für den Fremdenverkehr wurde.

Nicht alles ist leichte Kost, es gibt auch Anspruchsvolles: «Bir Baskadir» ist ein stilles Kammerstück. Es erzählt die Geschichte einer frommen jungen Putzfrau und einer westlich-säkularen Psychotherapeutin und spiegelt den Konflikt zwischen Islam und Laizismus wider. Eine andere Serie beschäftigt sich kritisch mit dem Thema von Ehrenmorden in archaischen kurdischen Gesellschaften. Und eine besondere Art türkischer Putzfrau ist bei Netflix gerade ins Programm aufgenommen worden: Fatma ist eine Serienmörderin und säubert Wohnungen auch von ihren Bewohnern.

Viele westliche Medien sehen freilich nur die Kostümdramen, weil sie ihnen als Instrument der Machtprojektion von Recep Tayyip Erdogan erscheinen. Es ist in der Tat kein Geheimnis, dass der Staatspräsident die Herstellung solcher Filmproduktionen nach Kräften zu fördern sucht. Dafür spricht, dass sie – mit grossem Aufwand und viel Geld – vom Staatssender TRT gedreht werden. Vor zwei Jahren wurde die staatliche Förderung von Filmen über türkische Kultur und Geschichte gesetzlich festgeschrieben.

Zuweilen greift der Staatschef sogar selbst ins Drehbuch ein, so bei «Das glorreiche Jahrhundert», das Sultan Süleyman den Prächtigen und seine Lieblingsfrau Roxelane porträtiert. Die Produktion war an Opulenz kaum zu übertreffen: 25 Personen waren allein für die Kostüme zuständig. Die Serie gewann mehrere Preise und wurde von 200 Millionen Menschen in sechzig Ländern gesehen.

Doch Erdogan missfiel, dass der grösste Sultan der osmanischen Geschichte mehr im Bett beim Sex als im Sattel beim Kriegführen dargestellt wurde. «Einen solchen Ahnherrn haben wir nicht», dekretierte der Präsident. Gehorsam nahm die staatliche Fluggesellschaft THY die Filme aus dem On-Board-An-



Folgen weit über die Mattscheibe hinaus: Erfolgsserien «Dirilis: Ertugrul», «Fatma», «Payitaht Abdülhamid» (von oben nach unten).

gebote; die Drehbuchschreiber holten den Sultan aus den Pfählen der Geliebten und setzten ihn aufs Pferd. Die Folgen liessen nicht lange auf sich warten: Die Einschaltquoten rutschten in den Keller.

Diesen Fehler wiederholte man bei der jüngsten historischen Serie nicht: «Payitaht Abdülhamid» spielt während der Herrschaftszeit von

Abdülhamid II., dem letzten absolut regierenden Sultan. Er gilt als einer der unfähigsten und zugleich grausamsten Herrscher – blutige Massaker an den Armeniern trugen ihm den Übernamen «Roter Sultan» ein.

Doch obwohl mit und wegen ihm das Osmanenreich unterging, kommt er in den Filmen gut weg. Beobachter führen das darauf

zurück, dass sich Erdogan dem choleralen Charakter des Padischahs verbunden fühlt. Vor allem die Szene, in der Abdülhamid den britischen Gesandten an der Hohen Pforte ohrfeigt, war Balsam auf die Seelen vieler Türken und dürfte auch den Vorstellungen entsprochen haben, die Erdogan vom Umgang mit dem Westen hat – Sofagate lässt grüssen.

Tatsächlich ziehen viele Zuschauer Parallelen zwischen den historischen Filmhelden und dem Präsidenten – nicht nur in der Türkei, sondern überall in der islamischen Welt. Für Millionen von Zuschauern zwischen Rabat und Rawalpindi erscheint Erdogan wie eine Reinkarnation von Ertugrul und Abdülhamid. In ihm sehen sie den einzigen muslimischen

Erdogan missfiel, dass der Sultan mehr im Bett beim Sex als im Sattel beim Kriegsführen dargestellt wurde.

Führer, der dem Abendland die Stirn bietet – Europäern, Amerikanern und Russen. Selbst Iraner erfreuen sich an der Darstellung glorreicher muslimischer Geschichte, auch wenn sie vom ewigen türkischen Erbfeind geschrieben wurde.

Traditionelle Familienwerte

Dies erklärt jedoch nicht, weshalb türkische Serien auch ausserhalb des islamischen Kulturkreises populär sind – von Peru bis zu den Philippinen, von Albanien bis Angola. In Mazedonien musste einmal gar die Regierung eingreifen, weil jedes Mal, wenn eine neue Folge lief, das öffentliche Leben zum Stillstand kam.

In diesen Serien geht es freilich nicht um die islamische Vergangenheit, sondern um Familien- und Liebesgeschichten, wie sie auch Hollywood produziert – oder besser gesagt, produziert hatte, bevor Political Correctness das Script bestimmte. In Lateinamerika etwa verdanken türkische Serien ihre Attraktivität dem Umstand, dass hier die Welt noch so ist, wie man sie sich in einer konservativen Gesellschaft vorstellt: Junge liebt Mädchen und nicht einen Jungen. Minderheiten kommen nicht vor, oder sie machen keinen Ärger. Und der Drogenkonsum beschränkt sich auf Raki und Schischa.

Nicht Individualismus und Promiskuität werden zelebriert, sondern traditionelle Familienwerte und klassische soziale Beziehungen. Das hat Folgen weit über die Mattscheibe hinaus. Denn die Türkei avanciert damit auch weit jenseits ihrer muslimischen Nachbarschaft zu einem gesellschaftlichen Vorbild. Für Türken ist dies eine neue Erfahrung – und rückt endlich das schlechte Bild des Landes zurecht, das über viele Jahrzehnte von einem einzigen Film geprägt wurde: Alan Parkers «Midnight Express».

Der Jahrhundert-Tenor

Manuel Brug

Franco Corelli: The Tenor as Hero (4 CDs)
Warner

Er hatte die schönsten Beine der Opernwelt und zeigte sie gerne unter dem Röckchen in Römerdramen wie «Norma», «Poliuto» oder «La vestale». Er hatte aber auch furchtbares Lampenfieber, brauchte überlebensnotwendig seine Frau als Geliebte, Life-Coach, Managerin, Stimmbildnerin, Garderoben-Zerberus und Bühnenberuhigerin. Weil er auf die noch strahlender und lauter singende Birgit Nilsson eifersüchtig war, wollte er sie in einer «Turandot»-Aufführung ins Ohr beißen. Und wenn die damals noch launische Musiktheatermeute ihn ausbuhte, dann rannte er schon mal mit gezogenem Kostümschwert bis in die Scala-Galerie und stellte die Schreier zur Rede. Ganz zu schweigen von den vielen Anekdoten über seinen noch neurotischeren Hund.

Aber ungeachtet dieser Anekdotenfolklore: Franco Corelli hatte eine Stimme wie kein anderer männlicher Sänger des 20. Jahrhunderts. Gross, geschmeidig, gleissend – dabei elegant, mit sonnigen Spitzentönen, vor allem aber mit einem unvergleichlich mitreissenden Timbre. Sofort erkennbar nach ein paar Tönen – weil er gleichzeitig viril, erotisch und verletzlich war. Ein moderner, gebrochener Held, tapfer, integer, aber eben auch reflektiert, melancholisch. Er musste sein Innerstes auf der Szene nach aussen stülpen und bewahrte sich trotzdem eine anrührende Introvertiertheit.

Flattriges Nervenkostüm

Diese Stimme bewegte ganz unmittelbar. Und sie tut es heute noch, denn zum Glück gibt es von ihm unzählige Aufnahmen, wenn auch zu wenig offizielle, aus einer Karriere, die von 1952–1975 reichte. Das sind nur 23 Jahre, aber diese waren erfüllt, und für die Fans sind ihre tönende Hinterlassenschaft bis heute das reine Audio-Glück. Enrico Caruso war technisch besser, aber sang gleichförmiger, Beniamino Gigli tönnte süsser, aber eben auch sentimentaler, Luciano Pavarotti und Plácido Domingo wurden medial berühmter. Aber keiner kommt bis heute diesem schönen, glanzvollen, freilich auch von seinen Dämonen gejagten Tenor gleich.

Niemand ist perfekt. Franco Corelli lispelte leicht, und er hatte ein allzu flattriges, ihn oft zu Absagen zwingendes Nervenkostüm. Wenn er mit der Callas auftrat, dann war immer er die Diva, bisweilen an der Grenze zur Hysterie. Aber alle Primadonnen wollten mit ihm singen.

Geboren wurde Franco Corelli am 8. April 1921 in Ancona, gestorben ist er am 29. Ok-



Von Dämonen gejagt: Tenor Corelli.

tober 2003 in Mailand. Sein Grossvater war auch Opernsänger gewesen, er selbst kämpfte sich gegen familiären Widerstand, die Kriegsumstände und ein langes Ringen um die hohen Töne – welches ihn erst glauben liess, ein Bariton zu sein – letztlich doch an die erste Tenorposition. Neben ihm gab es nur noch das trompetende Tenor-Machomegafon Mario Del Monaco und die beiden Lyriker Giuseppe Di Stefano und Carlo Bergonzi. Er aber war der Glamour-Boy mit der goldenen Stimme.

Sprühendes Testosteron

Und das ganz besonders im italienischen Fach des Spinto-Tenors. Er hat auch ein paar französische Partien gesungen, Don José und Faust vor allem, aber als Calaf, Cavaradossi, Radamès, «Maskenball»-Renato, Andrea Chénier, Turridù ist Corelli unvergleichlich. Weil er eben nicht nur der positiv seine sicheren hohen C herauschmetternde Superstimmband-Athlet war, sondern immer sensibel um die Frau wie um seine Rolle kämpfte; weil jeder Abend für ihn eine Herausforderung war, ein Tanz auf dem Vokalseil, jederzeit absturzgefährdet. Das macht seine Vortragskunst so einzigartig und spannend.

An den Otello beispielsweise, Krönung jeder italienischen Tenorkarriere, hat sich Corelli nie gewagt. Die Rolle zwischen Leidenschaft und Eifersucht hätte ihm und seiner animalischen Anziehungskraft ideal gelegen, er aber hatte zu viel Angst davor. Stattdessen begeisterte und berührte er als manischer Don Carlo, selbstverliebter «Rigoletto»-Herzog oder freudvoll seine Stretta attackierender Troubadour.

Selbst der überkritische Herbert von Karajan lobte seine «Stimme voll Donner und Blitzen, Feuer und Blut». Gegen Corellis Glänzen («lo squillo»), sein zart schwingendes Vibrato, sein helles Metall, das gleichwohl wie mit kostbarer Seide überzogen schien, und sein heute noch machtvoll sprühendes Testosteron sind alle gegenwärtig berühmten Tenöre Hänflinge, Milchbübchen, Langweiler, Muttersöhnchen. Kein Jonas Kaufmann, Piotr Beczala, Vittorio Grigolo, Joseph Calleja kommt Franco Corelli gleich, schon gar nicht die Stratosphärenspezialisten Juan Diego Flórez, Javier Camarena oder John Brownlee.

Ein Paradoxon: Möchte man heute ein ähnlich erotisches Beben, ein androgyn-anrührendes Männertimbre erleben, wird man bei den Countertenören fündig werden.

Film

Ab in den Rausch

Wolfram Knorr

Druk (Dänemark, 2020)

Regie: Thomas Vinterberg.

Mit Mads Mikkelsen, Magnus Millang, Thomas Bo Larsen, Lars Ranthe, Maria Bonnevie

Psychiater, in den Seelenkästchen ihrer Mitmenschen zu Hause, finden dort zuweilen auch Allgemeingültiges. So entdeckte der amerikanische Psychiater Elliott Jaques in den 1960er Jahren die Midlife-Crisis – vor allem im Mann. Ein norwegischer Kollege namens Finn Skarderud wiederum erkannte, dass der Mensch mit einem zu niedrigen Alkoholpegel geboren werde; er brauchte mindestens 0,5 Promille. Erst dann würde er sich entspannt entwickeln. Skarderud ist keine Fiktion.

Das Experiment von vier Freunden um die vierzig dagegen ist Fiktion: Weil sie von Jaques' Crisis betroffen sind, sehen sie Rettung nur bei Skarderud. Während eines gemeinsamen Abendessens, in dessen Verlauf Tommy (Thomas Bo Larsen), Peter (Lars Ranthe) und Martin (Mads Mikkelsen), alle Gymnasiallehrer,

«Druk» verteuft nicht den Alkohol, nicht mal den Suff, es sei denn, er wird zur Plage.

ihren Lebens- und Berufsfrust beichten, erzählt ihnen der Schulpsychologe Nikolaj (Magnus Milang) von Skarderud, worauf sich die vier entschlossen, das Experiment zu wagen. Jeden Morgen vor dem Unterricht wird geschluckt, exakt 0,5 Promille.

0,5 Promille Hoffnung

Martin braucht es besonders. Sein Unterricht ist fad, und Frau und Kinder gehen ihre eigenen Wege. Es ist zum Heulen; und alle treibt die Frage um, wo ihr Leben geblieben ist. Vielleicht lagert es in den 0,5 Promille? Tatsächlich werden sie nach einigen Tagen regelmässiger Praxis lockerer, ihr Unterricht wird entkrampfter, Martin, Geschichtslehrer, überrascht seine Schüler mit originellen Ideen. Irgendwann fangen sie an, den Alkoholpegel ein wenig zu erhöhen: 0,8? 1,0? Warum nicht. Ist ja nur ein Experiment.

Trinkerfilme kennen nur zwei Möglichkeiten: Entweder der tragische Held säuft sich dem Tod entgegen, oder er entsagt dem Gift und wird abstinent. Die Volksdroge-Nummer-eins-Filme, von «The Lost Weekend» (1945) über «Der trunkene Engel» (1948) bis «Under the Volcano» (1984) und «Barfly» (1987), bieten

keine Alternativen. Sie sind alle puritanisch. Thomas Vinterberg («Festen») dagegen nimmt sich in «Druk» (Komasaufen) den Alkohol – leichthändig in Szene gesetzt – aus einer hedonistischen Perspektive buchstäblich zur Brust: aus der des Genusses und seiner Grenzen.

Jeder reagiert auf den «sanften Rausch» im Unterricht anders, aber zugleich männerbündlerisch. Bei den familiären Rückholversuchen scheitern sie: Die Wiederbelebung fröhlicher Studentenzeiten ist einfach paradiesischer, das Rumgejuxe in einschlägigen Bars auch – bis ihr «Experiment» in einem gewaltigen Rausch aus dem Ruder läuft und im Katzenjammer endet. Nicht alle finden zurück. Tommy, der Sportlehrer, schafft's nicht, steigt in sein Boot und tuckert aufs offene Meer. Thomas Vinterberg und Co-Autor Tobias Lindholm («Jagten») lassen völlig offen, ob Alkohol Persönlichkeitskrisen beschleunigt oder sie auslöst. Sie entziehen sich konsequent jeglichem moralisch mahnenden Eingriff. Eine Haltung, die die Tragikomödie «Druk» zu einem enormen Vergnügen macht.

Auch wenn Mads Mikkelsen kaum den Mund aufmacht, steht er im Mittelpunkt. In sich gekehrt, sauertöpfisch, trinkt er nur Wasser, ehe er den Freunden seine elende Ehe beichtet und daraufhin gedrängt wird, zum Wein zu greifen. Wenn er das dann tut, scheint er nicht zu trinken, sondern etwas aus sich herausspülen zu müssen. Inzwischen zum internationalen Star avanciert, dominiert er, kraft seiner Präsenz, das Geschehen. Mikkelsen ist der Mann, dem man mit seinem trüben Blick und verschnuteten Lippen den Verlust der Jahre ansieht. Eine stille Kümmeris, die er hinzunehmen bereit ist und die ihn «beiläufig» zur Identifikationsfigur macht. Das ist Mimenkunst auf allerhöchstem Niveau. Wenn er das Klassenzimmer betritt, ein paar Anweisungen nuschelt und die Schüler dann mehr oder weniger sich selbst überlässt, ist das ganze Pädagogen-Elend präsent, sieht er so verschlissen aus wie ein Blatt Papier, das man zu oft gefaltet hat.

Da wird Alkohol zum Prinzip Hoffnung. Der Trott des Berufsalltags nimmt seinen Lauf, mit den gewohnten Wohlstandsprivilegien, den Zwängen, denen man sich unterwirft, und der Verdrossenheit, die sich daraus ergibt. Mit Alkohol wird's halt erträglicher, Kater hin oder her. Der Schulpsychologe Nikolaj, der seine Freunde auf das Experiment erst aufmerksam gemacht hatte, empfiehlt am Ende bei den mündlichen Abiturprüfungen einem Schüler, der schon einmal durchgefallen ist, klammheimlich ein Paar Schlucke Alkohol. Ein gewagter, subversiver Schluss! «Druk», mit dem Oscar für den sogenannten internationalen Film ausgezeichnet, verteuft nicht den Alkohol, nicht mal den Suff, es sei denn, er wird zur Plage. «Druk» ist ein Film von wunderbarer Menschenkenntnis.

Alben für die Ewigkeit



The Beatles: The White Album

Es gibt keine Band auf diesem Planeten, die von Fans und Musikern mehr verehrt und geliebt wird. Was die Fab Four in den knapp zehn Jahren ihrer gemeinsamen Existenz ablieferten, ist unerreicht und wird es wohl auch bleiben. Mit über einer Milliarde verkaufter Tonträger sind sie die erfolgreichste Band der Musikgeschichte.

Das vielseitigste und kreativste Werk ist für mich das weisse Doppelalbum. Alles fliesst perfekt ineinander und strotzt vor Experimentierfreude. Ein Grossteil der Songs entstand in Indien, wo sich die Band beim Guru Maharishi zum Meditieren und Komponieren zurückzog. Der fulminante Rock-Opener «Back in the U.S.S.R.» setzt gleich den Ton und mündet in das feine «Dear Prudence». Das von Kindern abgefeierte «Ob-La-Di, Ob-La-Da» ist textlich ein nigerianischer Stossseufzer und bedeutet so viel wie: Das Leben geht weiter! Pauls «Blackbird» tropft sanft, locker und bachmässig wie auch Johns Ballade an seine Mutter, «Julia». Georges Meisterstück «While My Guitar Gently Weeps» ist ein wehmütiger Wunderblues in a-Moll mit dem legendär weinenden Clapton-Solo.

Ja, dieses Doppelalbum, gleichzeitig in drei Abbey-Road-Studios aufgenommen, klingt, auch dank dem genialen Produzenten George Martin, genauso heutig wie 1968.

Es eins zu eins, genau in dieser Zeit mitzuerleben, war eines meiner absoluten Lebens-Highlights. Draussen rieselte der Schnee, die Kammer war geheizt und duftete nach Tannenholz. Geborgenheit und Freude breiteten sich aus. *And I was seventeen and it was a very good year. Thanx, ihr Götter!*

Chris von Rohr

Pop

Lockerheit und Nüchternheit

Tom Kindt

«Daumen im Wind», Udo Lindbergs erste Schallplatte mit deutschen Texten, ist vor einem halben Jahrhundert erschienen. Hört man sie heute, fünf Dekaden und 35 Alben später, staunt man, wie sehr schon hier der Künstler erkennbar ist, der Lyriker und Musiker, der am 17. Mai seinen 75. Geburtstag feiert. Seine Stimme ist noch höher und weicher, er singt noch nicht so näselnd, nölzig und nuschelig, aber sonst ist in den Liedern über Trampfer und Trinker, Liebe auf der Durchreise und die Sehnsucht nach dem echten Leben schon alles da, was bald die Marke Lindenberg ausmachen sollte.

Neben der Ankündigung des Kommenden sticht in der Rückschau freilich auch das hervor, was es von «Daumen im Wind» nicht in Udos Repertoire geschafft hat. Das ist vor allem die ungebrochene Ernsthaftigkeit, die einige der Texte prägt und sich etwa in dem Song «Die Kinder deiner Kinder» zu einer mahnenden Erinnerung an die eigene Vergänglichkeit und Nichtigkeit auswächst, die in der Rocklyrik das Memento mori der Barocklyrik anklängen lässt: «Glaub nur nicht, was du tust / Das wäre folgenschwer / Die Kinder deiner Kinder / Kennen deinen Namen schon nicht mehr».

Wortspieler und Sprachschöpfer

Dass die Dinge anders gekommen sind, ist bekannt – und in den vergangenen Jahren der Stoff vieler Artikel, Dokumentationen und Biografien, eines Musicals und eines Spielfilms gewesen. Lindbergs Bekanntheit, nicht nur bei den Kindern, sondern noch bei den Enkeln seiner Kinder, mag sich auch dem einen oder anderen glücklichen Zufall verdanken.

Wirklich verstehen lässt sie sich aber nur aus der Eigenheit des Werks, das der Texter Lindenberg, der Dichter, Wortspieler und Sprachschöpfer, im Verlauf der Jahrzehnte geschaffen hat. Es hat sich als «folgenschwer» erwiesen, wohl nicht zuletzt deshalb, weil es gerade das nicht sein wollte, weil es angesichts von Vergänglichkeit und Nichtigkeit nicht Demut, sondern Lockerheit zum Leitprinzip ernannt hat: Nimm dich und die Welt nicht zu ernst!

Lindbergs Sprache und mit ihr sein Blick auf sich selbst, das Alltagsdurcheinander und das Zeitgeschehen, ist Ausdruck dieser Leitidee und Werkzeug ihrer Verwirklichung. Er selbst hat vom «Strassendeutsch» und der «Rock-'n'-Roll-Sprache» seiner Texte gesprochen. Das beschreibt deren Sound sicherlich besser als verbreitete schiefe Einordnungen wie



«Bitte taken Sie's easy»: Rockmusiker Lindenberg.

«Szenejargon» oder «Jugendslang», den entscheidenden Zug von Lindbergs Sprachkunst aber trifft es nicht. Wortschöpfungen wie «Obereileiter» oder «Reizverschluss», Sprachmischungen wie «Bitte taken Sie's easy», Metaphern wie «Komm, wir rasen durchs Heute»,

Lindbergs Geschichten sind Variationen auf das Thema, dass Leben schiefgehen kann.

Kalauer wie «Lindstärke» oder «Videoten», Sprüche wie «Alles klar auf der Andrea Doria», Reime wie «Und der Computer, ja, was tut er» oder Verse wie «Egal ob du 'n Italdieser bist, / Oder 'n Italjener» – all das entstammt nicht der Umgangssprache einer Generation oder eines Milieus. Es ist eine Kunstsprache, die nur in Udos Songs gesprochen wird: «Lindbergisch».

Durch die Brille dieses Idioms blickt Lindenberg in die Welt, gibt ihr eine alberne Tönung und rückt sie auf komische Distanz, so dass sie neu betrachtet werden kann, nüchtern, klar, ohne Illusionen, aber auch ohne Panik. Texte auf Lindbergisch sind lyrische Lockerungsübungen, die es erlauben, kleinere und grössere Katastrophen mit einem augenöffnenden Mangel an Ernsthaftigkeit zu betrachten. So etwa die Luftverschmutzung in «Smog-Rock»: «Ich jogg' durch den Smog – Alarmstufe 3 / Dröhn-oxyd, das voll reinzieht – ich fühl' mich schon ganz high / Huste-Huste, aus der Puste – hin zu meiner Kleenen / Da steht sie im Nebel, atemberaubend – fast hätt' ich sie nicht gesehen».

«Verschärftes Leben»

Ähnlich wie die Sprache Lindbergs sind auch die meisten der Geschichten angelegt, die er in seinen Songs erzählt: Es sind Tragödien, die sich als Komödien geben und mit den Mit-

teln der Komik einen gelassenen und genauen Blick auf scheiternde Existenzen werfen. So vielgestaltig das Figurenkabinett ist, das Udo in seinen Liedern nach und nach zusammengestellt hat, vom Geiger Rudi Ratlos und dem Rennfahrer Riki Masorati über den Fussballer Bodo Ballermann und den Dressman Jacques Gelee bis zum Zirkusartisten Felix und dem Groupie Angelika aus Winsen an der Luhe – ihre Geschichten sind Variationen auf das Thema, dass Leben schiefgehen kann.

Zwischen solche Songporträts aber hat Udo in der beständig erweiterten Galerie seines Werks immer wieder Selbstporträts gehängt, die Gegenbilder zu den Schilderungen von Abstürzen und Untergängen entwerfen: das bekannte «Hoch im Norden» etwa oder «Mein Ding» und «Plan B» von seinen letzten Alben. Auch diese Songs handeln nicht vom Gewinnen, aber sie erzählen vom Aufbrechen und Ausbrechen, vom Anderssein und Sich-treu-Bleiben. Auch sie kommen augenzwinkernd daher, aber zugleich mit so viel Pathos und Emphase, wie es die Verpflichtung zur Lockerheit gerade noch gestattet. In ihnen zeigt sich Lindbergs unerschütterlicher Glaube, dass da «irgendwo 'ne Gegend» zu finden ist «für ein richtig verschärftes Leben».

Mehr als diesen Glauben kann man einem Geburtstagskind nicht wünschen.

Tom Kindt ist Professor für Germanistik an der Universität Freiburg.

Rap

«Schüüch arrogant»

Anton Beck

Lil Bruzy: Easy Going.

Es fällt schwer, «Easy Going» ernst zu nehmen, aber ein abschätzig-feuilletonistischer Blick wird ihm auch nicht gerecht. Das Album ist vor allem eins: interessant. Lil Bruzy, so etwas wie ein aufstrebendes Kultphänomen in Zürich, macht Musik, die am besten visuell beschrieben werden kann. Auf dem Albumcover schaut einen der junge Mann etwas mitgenommen an und hält wie ein James-Bond-Bösewicht eine schneeweiße Katze in den Händen; ihr eines Auge blau, das andere gelb.

Ein bisschen Dada, so sieht das aus, und so klingt es auch, wenn monotone Synthi-Akkorde ertönen und eine hohe Männerstimme wie in einem etwas aus der Zeit gefallen Pornofilm flüstert: «Bruzy ufem Wäg zum go poschte». Wer denkt, der erste Satz sei ein Witz, wird überrascht. «Riiswaffle und Mägebrot. Uh, und de Primitivo isch im Aagebot». So geht die Einkaufsliste konsequent weiter,

nur selten wird das Narrativ aufgebrochen und mit etwas Unerwartetem angereichert, um so gleich wieder ins Banale zu kippen: «D Wält staht still, ich suech Sänf mit Dill. Hej, ich poscht, was ich will.»

«Prosecco ufem Golfplatz»

Lil Bruzy selbst meint in einem Interview, «schüüch arrogant» treffe auf seinen Rap-Stil als Beschreibung durchaus zu. Diese Arroganz wird auf «Easy Going» gefeiert – und vor allem nicht zu ernst genommen. Das Album kippt ständig hin und her zwischen Koketterie und einer trashigen Schlichtheit, bei der man oft die

Der perfekte Soundtrack für alle, die gerne mit (Selbst-)Ironie spielen.

Augen verdrehen möchte. «Du bewunderst mich für min Wortschatz. Mir trinked Prosecco ufem Golfplatz. Members only, de Shit isch privat. Ersti Primar, ich schrib es fehlerfrei Diktat.»

Mit solchen langsam gesprochenen Reimen und der stets simplen, zurückhaltenden Musik, die irgendwie nach Computer und wenig nach Instrumenten klingt, ist «Easy Going» der perfekte Soundtrack für alle, die gerne mit (Selbst-)Ironie spielen und dieses Spiel auf die Spitze treiben. Das Problem: Wer ein Gespräch mit jemandem führt, der dieses Programm konsequent durchzieht, wird schnell gelangweilt, denn wenn jeder Satz ironisch und sarkastisch ist, erhält man kein brauchbares Echo auf die eigenen Sätze und Gedanken.

So geht einem das auch nach dem Hören von «Easy Going» – viel mehr über die Welt, sich selbst oder das Gegenüber weiss man nach der guten halben Stunde Musik leider nicht. Lässt man diesen Anspruch jedoch fahren, kann man manchmal doch schmunzeln – und geht das nächste Mal auch ganz anders «go poschte».



Jazz

Songs im Sommer der Seuche

Peter Rüedi

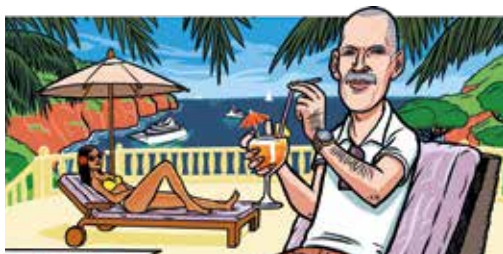
Fred Hersch: Songs From Home. Palmetto Records PM2197

Zuweilen verdunkeln die Lebensumstände die Kunst. Als Fred Hersch, geboren 1955 in Cincinnati, in den frühen Achtzigern in New York auftauchte, war er bald ein gesuchter Pianist an den ersten Adressen, in den Bands der renommiertesten Exponenten des klassischen modernen Jazz wie Stan Getz, Joe Henderson, Toots Thielemans, Gary Burton oder Charlie Haden. Allein, nachdem er sich 1993 als Homosexueller geoutet hatte und wenig später seine HIV-Diagnose bekannt wurde, nahm ihn eine breitere Öffentlichkeit weniger als den bedeutendsten Vertreter einer «narrativen melodischen Improvisation im Jazz» (Ben Ratliff) wahr – der war er –, sondern als die exotische Ausnahme, die er als Schwuler in der nach wie vor extrem machohaften Jazzszene vorstellte.

Mehr noch: Seine besonderen Qualitäten, seine in Wahrheit von seiner klassischen Ausbildung und dem Einfluss seines Vorbilds Bill Evans bestimmten Vorlieben für impressionistische Lyrismen und nachdenklich-melancholische Selbstversenkung wurden mit seiner sexuellen Orientierung kurzgeschlossen. Als ob es so etwas gäbe wie eine schwule Ästhetik. Inzwischen sind homophobe Kraftmeiereien ja selbst im Jazz suspekt und die Wertschätzung von Qualitäten, wie sie die Klavierkunst von Hersch auszeichnen, gewachsen: Feinsinn, Intelligenz, Sensibilität, Verletzlichkeit. Sowie Empathie – gegenüber den Partnern und dem Publikum.

All das bestimmt die Tonlage von Herschs jüngstem Album, das er nach seiner Flucht aus dem epidemisch verseuchten New York vergangenen Sommer in seinem Landhaus in den Wäldern von Pennsylvania aufgenommen hat, *all alone*: elf Songs. Kein Trauergottesdienst, aber durchaus mit Bezug auf die Corona-Aktualität in Titeln wie Cole Porters «Get Out of Town», Kenny Wheelers «Consolation» oder Duke Ellingtons «Solitude». Jazzklassiker, aber auch eine wunderbare Version von Joni Mitchells «All I Want» oder, als Anspielung auf seinen eigenen Geburtstag, «When I'm Sixty-Four» von den Beatles. Mit Witz, ja Schalk in ein paar schnelleren Stücken; am eindrucklichsten aber sind balladeske Passagen, wie im Original «West Virginia Rose» oder in der sehr verinnerlichteten Lesart von «Wouldn't It Be Lovely» aus «My Fair Lady». Keine Rührstücke, durchaus auch mit Kanten und Ecken, aber immer nah an den Songs gespielt. Sehr berührend. Und sehr unpräzise.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH, unwürdig

Mark van Huissing

Vor einiger Zeit spazierte ich mit einem Freund durch den Berliner Stadtteil Charlottenburg, wo er damals lebte. Plötzlich sagte er: «Das mache ich ganz oft.» Ich wusste nicht, wovon er sprach. Bis er auf einen Elektro-Tretroller – wie die Fahrzeuge in Deutschland heissen – zeigte, der auf dem Platz stand, über den wir gerade gingen. «Interessant», erwiderte ich. Und dachte: Ehrlich? Ich auch.

Was daran interessant sein soll? Mein Freund ist seit zwanzig Jahren ein Style-Leader (vermutlich war er schon während seiner davorliegenden 45 Jahre einer, doch damals kannte ich ihn noch nicht). MvH wiederum hat in den vergangenen Jahrzehnten ebenfalls reichlich Energie und Zeit damit verbraten, Antworten auf die Frage, ob etwas cool sei, zu liefern, wie Leserinnen und Lesern möglicherweise bekannt ist. «Wie sehen Sie denn aus?» war die längste Zeit so was wie sein unterliegendes Lebensgefühl (plus der Name einer Zeitschriftenspalte, die mein Freund mit-erfunden hat).

Wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, dass erwachsene Menschen auf E-Trottinetten nicht cool sind und auch nicht gut aussehen. Es fehlt dem Gefährt respektive seinem Benutzer an Würde, wie Elon Musk in einem Gespräch mit der Journalistin Kara Swisher sagte («It lacks dignity»). Und im *Tages-Anzeiger* wurde ein in Stilfragen bewandertes Zürcher Autor wie folgt wiedergegeben: «Elektrotrottinette sind eine praktische Sache. Das ist die gute Nachricht. Die weniger gute: Praktisch ist das Gegenteil von sexy. Man sollte, falls man älter ist als acht Jahre, grundsätzlich nicht mehr Trottinett fahren. Ausser man arbei-

tet auf einem Flugzeugträger oder in einem Lagerhaus von Amazon.» Der «in Stilfragen bewanderte Zürcher Autor» war, nebenbei erwähnt, Ihr Kolumnist (liest «Technoking» Musk, so der neue Titel des Tesla-Gründers, den *Tagi*? Vielleicht ist's bloss ein Fall von «All great minds think alike», alle grossen Geister denken gleich).

Die Einschätzungen sind ungefähr zwei Jahre alt. Genug Zeit also, die Meinung zu ändern – und, in meinem Fall zumindest, E-Trottinette zu nutzen. In Zürich ist die Dichte sogenannter Sharing-Scooter, die man mietet beziehungsweise mit anderen Leuten teilt, hoch: Es gibt fast 4000 Fahrzeuge und somit über acht Exemplare für tausend Einwohner, bis viermal mehr also als in anderen untersuchten Städten Europas (Stand: Ende 2020, Quelle: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften). Ich nehme einen Elektroller beispielsweise abends und an Feiertagen, wenn mir das Warten aufs nächste Tram – elf Minuten – zu lange dauert, manchmal auch für einen Take-away-Espresso vom nahen Café (Preis meines Scooter-Anbieters: ein Franken Grundgebühr plus rund einen Franken je Fahrminute, also im Schnitt drei Stutz für einen *ride*. Die meisten Betreiberfirmen, Start-up-Unternehmen in der Regel, verlieren Geld wegen hoher Kosten für Wartung/Einsammeln der Geräte).

Damit wir uns richtig verstehen: Das Bild, das man als mittelalter Mann auf einem E-Trottinett abgibt, ist kein würdiges, da haben

Aber es ist, um's mit den Worten der Deichkind-Mitglieder zu sagen, «leider geil».

Musk und (der alte) Mark schon recht. Man bewegt sich stiltechnisch einen Tick über dem Segway oder anderen Elektro-Stehrollern, also weit unten. Aber es ist, um's mit den Worten der Mitglieder von Deichkind, einer Hamburger Hip-Hop-Formation, zu sagen «leider geil». Irgendwie macht's Spass und verbreitet ein *urban feeling*, auf einem solchen Ding mit 20 km/h lautlos durch die Stadt zu fahren.

Zurück zu den *styler*-Frage, «Darf man das?» und «Wie sehen Sie denn aus?». Ich bediene mich einer Antwort, die ich in anderem Zusammenhang vor Jahren vom inzwischen ver-

storbenen Anwalt Sigmund «Sigi» Feigel, bekommen habe: «Ich möchte Ihre Probleme und das Vermögen der Familie Rothschild» (oder, upgedated, der Familie Musk). Ist das noch respektive weise oder schon altersmilde?

Mein anfangs erwähnter Freund ist, nebenbei, bereits einen Schritt oder eine Trottinettlänge weiter – er ist aus dem angesagten West-Berlin nach Kaiserstuhl (im Sharing-Scooter-freien Kanton Aargau) gezogen. Oder wie Sven «Herr Lehmann» Regener textete: «Erst wenn alles scheissegal ist, macht das Leben wieder Spass.»



UNTEN DURCH

Wahre Geschichte

Linus Reichlin

Kürzlich lag vor meiner Haustür ein zweiseitiger Brief ohne Couvert. Er begann mit «An Frau Portmann». Herr Portmann wohnt einen Stock über mir. Frau Portmann ist, so vermute ich, nicht seine Frau, sondern seine Schwester, die für ihn jeweils den Hund ausführt, der übrigens – wie Frau Portmann mir mal auf der Strasse erzählte – nicht ganz richtig im Kopf ist.

Jedenfalls stand da also «An Frau Portmann. René hat was mit Kristin und jetzt ist sie schwanger dafür habe ich Beweise ich bin der Ehemann von Kristin.» Es folgte ein einziger langer Satz ohne Punkt und Komma, in dem stand, dass Kristin und René sich am 1. 10. 2020 getroffen haben und dass sie Nacktfotos von sich gemacht hat, in der Badewanne, und dass sie jetzt im fünften Monat ist und zu René ziehen will. «Wenn ich René sehe», schrieb der Ehemann, «zerreisse ich ihn in Stücke den mache ich fertig egal wo ich habe keine Angst vor ihm.»

Niemand hat Angst vor René, denn er ist gehbehindert und benötigt fünfzehn Minuten, um die zwei Treppen zu seiner Wohnung hochzukommen. Dabei keucht er jeweils so laut, dass ich mich frage, wie er mit dieser Kurzatmigkeit ein Kind zeugen konnte, ohne dabei zu ersticken. Jedenfalls glaubt der Ehemann offenbar, dass René mit Kristin in meiner Wohnung wohnt, eventuell sogar mit mir und Frau Portmann und in vier Monaten zusätzlich noch mit einem kleinen Buschi, das auf den Namen Natalie Eugenie getauft werden wird, denn wir sind hier in Ostdeutschland, in Ostprignitz. Es ist das Texas Deutschlands: staubig, gross und, wenn's sein muss, brutal.

Ich steckte den Brief in den Kasten von Portmann und überlegte mir, ob ich dazuschreiben soll: «Bitte teilen Sie dem Ehemann mit, dass Sie einen Stock höher wohnen.» Was ich nämlich nicht schätzen würde, wäre, dass der Ehemann eines Nachts meine Wohnungstür aufbricht, um seine Kristin und alle, die in der Wohnung mit ihr rummachen, in ihrem eigenen Blut zu ersäufen. Aber Portmann hätte meine Bitte ohnehin nicht erfüllt, denn ihm kann es ja nur recht sein, wenn der Ehemann die Wohnungen verwechselt. Dann hat er nämlich, wenn er von unten meine Schreie hört, noch Zeit, einen Kleiderschrank vor seine Wohnungstür zu schieben. Vorher könnte er noch seinen geisteskranken Hund ins Treppenhaus schicken, damit der den Ehemann beisst, wenn dieser mit dem Beil in den zweiten Stock hochsteigt, weil er inzwischen kapiert hat, dass ich anders als René aussehe und Kristin nicht nackt bei mir in der Wanne Busen-Selfies macht.

Ich bin in diesem privaten Leidenschaftsdrama ein potenzielles Bauernopfer! Deshalb habe ich etwas gemacht, was in Ostprignitz niemand macht: Ich habe neben der Wohnungstür meinen Namen hingeklebt. Warum die Leute hier ihre Wohnungen nicht anschreiben, weiss ich nicht, vielleicht um den Amazon-Boten das Leben schwerzumachen, die ja zumeist Migrationshintergrund haben. Ein Bekannter von mir, Psychologe, hat meine Hoffnungen allerdings gedämpft, er sagte: «Als gewaltbereiter Emotionstäter wird der Ehemann das Namensschild gar nicht bemerken. Er wird nur die Tür sehen, hinter der er seine Kristin und ihren verhassten Liebhaber vermutet.» So steht nun also eine Machete neben meinem Bett.

Wenn Freunde mich fragen, wie's mir denn so in Ostprignitz geht, sage ich: «Gut, sehr gut. Ich wünschte nur, ich hätte eine Faustfeuerwaffe.» Dann sagen die Freunde: «Dieser Dieter Moor, der Schweizer Fernsehmoderator, der wohnt doch auch dort in der Gegend?» Gestern kam mir die Idee, dass ich ein unübersehbares A3-Blatt an meine Wohnungstür kleben könnte, auf dem steht: «Lieber Ehemann, Ihre Kristin ist bei Dieter Moor auf seinem Bauernhof in Hirschfelde, 20 km östlich von Berlin, und was die dort machen, ist so krank!» Auf diese Weise könnte ich die sogenannte Arschkarte weitergeben.



FAST VERLIEBT

Wenn einem der andere peinlich ist

Claudia Schumacher

«Er ist nicht so der Intellektuelle, das ist ganz erfrischend», sagte meine Freundin S. vor ein paar Jahren über ihren neuen Partner. Es klang bemüht fröhlich. Als wolle sie vor allem sich selbst überzeugen, dass es keinen Grund gab für das Gefühl, das sie offenbar umtrieb: Scham. Nun muss man dazu sagen: Die beiden sind ein tolles Paar. Sie ziehen zusammen ein aufgewecktes Kind gross und ergänzen sich bestens. S. hat einen brillanten Kopf und ihr Mann H. ein Herz aus Gold. Gemeinsam bringen sie alles mit, was eine erfolgreiche Familie braucht.

Trotzdem schämt sich S. bis heute manchmal für H. Etwa für die Art, wie er Nachrichten in den Gruppenchat schreibt. Oder dafür, wie versiert er über Alltagslogistik spricht und wie hölzern über Gefühle. «Typisch H.», sagt sie leicht schnippisch, wenn er zu Ende geredet hat – und sie tut es vor Publikum.

Von aussen kann man oft gar nicht verstehen, was ihr Problem ist. Denn eigentlich finden H.

alle super. Mich erinnert ihr Verhalten an mein eigenes in einer früheren Beziehung. Damals war ich mit einem Naturwissenschaftler zusammen, der sich nicht um seine äussere Erscheinung scherte.

Genau genommen trug er den ganzen Winter über denselben Pullover, seinen Lieblingspullover. Plötzlich fing ich an, mich für ihn zu schämen, vor allem vor anderen. Dabei fiel seine Pullovermarotte nur mir auf, die anderen merkten es nicht. Ich hatte mich also umsonst geschämt.

Grundsätzlich gibt es zwei Lesarten von Scham, die alte und die neue. In der Antike begriff man Scham als etwas Nützliches, auch in der Liebe. Wie Phaidros sagt, ist es die Angst vor der Scham, welche den Liebenden dazu anhält, sich Mühe zu geben im Leben. Denn er möchte bestehen vor den kritischen Augen seiner besseren Hälfte.

Die moderne Psychologie geht aber davon aus, dass Scham negativ wirkt, weil sie Minderwertigkeitsgefühle weckt, und diese helfen nicht dabei, die Dynamik zwischen zwei Menschen zu verbessern – im Gegenteil. Scham ist in der Regel unnützlich und destruktiv.

Wenn S. ihren Mann H. gängelt, finde ich das wahnsinnig unangenehm. Denn natürlich versteht H., dass sie sich für ihn schämt – jeder am Tisch versteht es. Im Handumdrehen greift die Scham um sich, und jeder im Raum empfindet sie: allerdings nicht für ihn, sondern für sie.

Denn nichts ist peinlicher als eine Person, die sich für ihren Lieblingsmenschen schämt. Entweder ist der andere gut genug – dann gibt es keinen Grund für die Scham. Oder er ist es eben nicht: Dann sollte man sich anderweitig umsehen. In keiner Situation ist es eine gute Idee, seinen Liebling zu demütigen. Ganz egal, wie subtil. Denn am Ende steht immer einer richtig blöd da, und dieser eine ist man selbst.



Er ist nur ein bisschen gestorben, hoffe ich

Im Unterschied zum Menschen ist der Olivenbaum ein famoses Wesen.



Empathie für dieses Bäumchen.

Vor zwei Wochen habe ich besorgt über meinen Freund, den Olivenbaum auf meinem Balkon, geschrieben. Er war krank, die Blätter kringelten sich, und er sah aus, als ob er ganz alleine auf dem Mond stünde. Ich habe ihn gewaschen, gestreichelt, ihm zugeredet mit sanfter Stimme und ihn umgetopft. Ich sass jeden Abend bei ihm, aber offenbar war er schon zu kränklich oder zu schwach, um nochmals in die Pracht und ins Leben zu finden.

Während seiner Agonie verabreichte ich ihm nebst meiner Freundschaft so ziemlich alles, was die Pflanzenschutzmittel-Branche in die Welt gesetzt hat; Anti-Pilz Forte, Mycostop, irgendwelche Tabletten, gedopte Blumentopferde, ich nahm einen feuchten Lappen und streichelte seine Blätter, aber die Blätter waren schon so lose, dass sie mir in die Hände fielen, ich umfasste seinen Stamm und drückte ihn zärtlich.

Telefon nach Kalamata

Die Empathie für dieses Bäumchen, das im Herbst stets ein paar kleine Oliven trug, nachdem sein Blütenstaub zuvor den Balkon gelb gepudert hatte, ist peinlich nicht, aber doch seltsam. Weil mir der Baum emotional doch näherstand als manche Menschen, was allerdings, wenn man sich die Menschen genauer anschaut, dann doch nicht wirklich verwunderlich ist. Im Unterschied zum Menschen ist ein Olivenbaum ein famoses Wesen; zurückhaltend, bescheiden, treu, zuverlässig und klaglos.

Ich telefonierte noch mit einem Olivenbaum-Doktor in Kalamata, der Hauptstadt der griechischen Oliven. Der ehemalige Gärtner hat eine kleine Praxis in der Innenstadt, und normalerweise nimmt man von seinem Baum einen kleinen Zweig samt Blättern mit, er schaut sie sich an und entscheidet, ob noch genug Leben im Baum ist. Ich schickte ein Foto und bekam eine Diagnose, so in etwa Krebs.

Ich tat, was der Arzt mir riet, den Baum zwei Handbreit über der Erde abzusägen und dann zu hoffen, dass er noch genug Saft, Kraft und Wille besitzt, um nochmals der Sonne entgegenzustreben. Er sieht fürchterlich aus so amputiert, und damit er nicht vergisst, was er im Guten und im Schlechten einmal war, habe ich den abgetrennten Teil seines Ichs neben ihn gestellt. Jetzt gerade bin ich mir nicht sicher, ob das psychologisch nicht etwas zu hart sein könnte. Es wäre in etwa so, als ob man einem Beinamputierten seine Beine neben das Krankenbett stellte. Das ist nichts für Zartbesaitete, aber zeit seines Lebens war mein Baum tapfer, und so hoffe ich, dass die Gegenwart seiner einst blühenden Vergangenheit ihm das Gefühl gibt, dass es sich lohne, nochmals ins Leben zu finden, zurück zur Zeit.

Natürlich rede ich weiter mit ihm, verspreche ihm eine baldige Wärme, die sich wie eine Decke um ihn legen würde und in seine Seele kröche. Ich versuche, ihm das Leben schmackhaft zu machen, aber das ist keine leichte Sache im Angesicht all der Unbill, die Leben in sich

birgt und seines Versteckspiels, das einen sich immer wieder in Abgründen verirren lässt.

Zweckoptimismus

Vielleicht hat mein Olivenbaum von sich selber das Bild eines Krüppels, und er mag einfach nicht mehr, weil das Leben schon für fast alle Unversehrten ein steiniger Weg ist. Natürlich könnte ich ihm Bilder zeigen oder erzählen von andern Olivenbäumen, die dasselbe Schicksal wie er zu tragen haben, aber schon weiter sind, zurückgefunden haben ins Sein, und die wieder lachen und gar Früchte tragen; könnte ihn düngen mit einem Konzentrat aus Zweckoptimismus, aber vielleicht wäre das nur Schönrederei und Egoismus, weil, wenn ich das unromantisch betrachte, der Olivenbaum mir mehr bedeutet hat als ich ihm.

Falls er alle Wurzeln endgültig zu kappen beabsichtigt, habe ich einen Plan. Er mag sich ein wenig übertrieben anhören, aber wahrscheinlich bringe ich seinen Stumpf und das letzte bisschen Saft darin zurück in seine Heimat, wo ich schon längst in seiner kargen Erde Wurzeln geschlagen habe, wo die Fotosynthese meiner Seele die Blätter meines Lebens unkompliziert entfaltet, wo ich das Gefühl habe, Früchte zu tragen.

Auf einer Anhöhe mit Blick aufs Meer inmitten eines Olivenhains werde ich ein Loch graben, ihn einbetten, ihn wässern und für die Dauer einer Zigarette plaudern mit ihm. Vielleicht, so denke ich jetzt, hätte ich das schon viel früher tun sollen.

Ohne Knall und Lärm

Jürg Flück, 42, ist einer der letzten Köhler.
Gute Kohle erkennt er am Klang.

Im Freilichtmuseum Ballenberg köhlern wir einmal jährlich. Im Winter fällen wir die Bäume, Buche ergibt die beste Kohlenqualität. Wir produzieren rund 3,5 Tonnen Kohle, in der Machart von früher. Wir sägen Meterstücke aus vierzig Tonnen Holz, die wir zu Scheiten spalten. Im Mai bauen wir den Meiler mit bis zu sechs Meter Durchmesser. Ich mache einen kreisförmigen Rost mit Brettern, damit das Holz, das verkohlt, nicht im Dreck steht. Den Meiler baue ich jurteähnlich und satt, damit er nicht zusammenfällt, wenn sich das Volumen um 35 Prozent vermindert. Das Zugloch in der Mitte reicht bis zum Boden. Den Meiler bedecke ich mit Heu und Tannenreisig, zuletzt mit einer Kohlenstaub- und Kohलगriessmischung, damit alles luftdicht abgeschlossen ist.

Der Meiler wird mittig angezündet. Die Verkohlung beginnt von oben nach unten, wir steuern sie mit Luftlöchern. Der Kern ist etwa 400 Grad heiss. Das Holz brennt nicht, es soll erhitzen, und Wasser, Holzteer, Holzessig und Schwefel sollen ausgetrieben werden. Das dauert acht bis zehn Tage. Während dieser Zeit pflege ich den Meiler regelmässig, indem ich auf ihn steige und schaue, dass alles schön satt ist. Den verkohlten Teil drücke ich mit Werkzeugen und den Schuhen zusammen. Ich trage Bergschuhe, andere laufen barfuss. In den ersten Tagen muss ich aufpassen, dass nicht zu viele Luftlöcher geöffnet werden. Sonst entzündet sich das Holzgas, was den Meiler beschädigt. Beim Köhlern braucht es Geduld, Gefühl und Erfahrung.

Drei Fäuste gross

Ich bin jetzt drei Jahre dabei. Am besten gefällt mir, wenn ich sehe, wie aus einem Baum Grillgut wird. Aus Holz wird 90 Prozent reiner Kohlenstoff, mit nur 10 Prozent des Anfangsgewichts. Der Rest verschwindet mit stillem Rauch, ohne Knall und Lärm. Mit gefällt die Ruhe: Wenn ich zehn Tage lang, während 24 Stunden am Köhlern bin, kontrolliere ich den Meiler alle drei bis fünf Stunden. Es gibt Momente, da bin ich alleine im Wald, beobachte den Meiler und höre Tiere. Ich schaue dem Rauch zu, auch wenn ich am Schluss völlig durchgeräuchert bin.

Aufgewachsen bin ich im Berner Oberland, in Brienz, als jüngster von drei Söhnen, auf einem Bergbauernbetrieb. Mir war immer klar, einen Beruf mit den Händen ausüben zu wol-

len, draussen, mit Motoren und Maschinen. Ich lernte Forstwart, danach Landwirt. Mit 22 Jahren übernahm ich den Hof meines Vaters. Ich führte seinen Hof vierzehn Jahre weiter, war in der Feuerwehr, während der Schule im Turnverein – das klassische Dorfleben.

Aus finanziellen Gründen half ich nebenbei in einer Schreinerei, ich stellte Kinderspielzeug her, die berühmten Trauffer-Kühe. Den Hofbetrieb verpachtete ich später. Heute wohne ich in einem neuen Haus, das ich neben dem



Geduld, Gefühl und Erfahrung: Flück.

Elternhaus baute. 2016 heiratete ich meine Frau, unser Kilian kam vor dreieinhalb Jahren auf die Welt, vor kurzem kam sein Bruder Emil.

Seit vier Jahren arbeite ich im Ballenberg, unterhalte das Gelände, pflege den Wald und restauriere Häuser. Als vor drei Jahren ein Köhler ausstieg, fragte man mich, ob ich Interesse hätte. Während zweier Jahre wurde ich eingeführt. Seither köhlere ich alleine, aber man hat nie ausgelernet. Jeder Meiler ist speziell, je nach Witterung und Holz sind der Brand und die Kohle anders. Gut gelingt sie, wenn sie zwei, drei Fäuste gross wird, wenn sie einen Klang hat beim Zusammenschlagen; gute Kohle tönt glasig. Sie soll die Glut beim Grillieren eine gewisse Zeit erhalten. Selber grilliere ich weniger, bei Freunden schon. Dann sage ich: «Ich bringe die Kohle, jemand anderes das Fleisch.»

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Sozialismen

Soziologe: Was wir gerade erleben, ist der Tod des Individualismus und die Wiedergeburt des Sozialismus.

Linguist: Angesichts der Massnahmen handelt es sich eher um Asozialismus.

Soziologe: Sozialismus ist immer asozial. Massgebend ist nicht der soziale Gedanke, sondern die internationalistische Idee.

Linguist: Aber der Nationalsozialismus war kein internationalistisch, sondern ein nationalistisch geprägter Sozialismus.

Soziologe: Selbst der Nationalsozialismus hatte eine internationale Ausrichtung. Jeder Sozialismus ist internationalistisch.

Linguist: Was ist sozial am Sozialismus?

Soziologe: Der Kollektivismus.

Linguist: Internationalistischer Kollektivismus?

Soziologe: Verbunden mit Antikapitalismus. Sozialismus ist immer antikapitalistisch. Auch der Nationalsozialismus war kollektivistisch und antikapitalistisch.

Linguist: Sozialismus ist internationalistischer Antikapitalismus?

Soziologe: Ausser dem chinesischen Sozialismus, der ist kapitalistisch.

Linguist: Internationalistischer Kapitalismus?

Soziologe: Das ist Klaus Schwabs Traum.

Linguist: Wieso? Klaus Schwab will doch das Geld abschaffen.

Soziologe: Stimmt, und das wäre dann der Kommunismus.

Linguist: Worin unterscheidet sich der Kommunismus vom Sozialismus?

Soziologe: Im Kommunismus gibt es kein Geld mehr. Schwabs Fokus liegt auf der Gesundheit. Es wird ein internationalistischer Gesundheitskollektivismus.

Linguist: Mit anderen Worten: der Corona-Kommunismus.

Soziologe: Verbunden mit einem Klimakommunismus.

Linguist: Die Pandemie ist nur ein Ablenkungsmanöver, damit wir nicht merken, was uns hier gerade eingepflicht wird.

Andreas Thiel

Terrasse im südlichen Hafen

Osteria Vista im Al Porto, Marina,
Hafenstrasse 4, 8853 Lachen, Tel. 055 451 73 73.

Lachen liegt ein gutes Stück südlicher als Zürich, aber immer noch nördlich der Alpen. Wenn man aber in einem der Restaurants der «Marina» sitzt, kann man sich dem Eindruck, weit mehr im Süden zu sein, nur schwer verschliessen – ganz besonders, wenn man auf der Terrasse der «Osteria Vista» die formidable *vista* über den See zu einfachem italienischem Essen geniesst. An sich gehören zum Designhotel «Al Porto» diverse Lokale.

Wolken beim Espresso

Man kann hier in guten Zeiten prächtig grillierte Steaks und grosse Fische oder Asian Cuisine geniessen – und im Hochsommer einen Sonnenuntergang, der einem vom



Nordende des Sees entgegenschimmert. In pandemischen Zeiten steht derzeit einzig die Terrasse der Osteria zur Verfügung, und dies natürlich auch nur bei schönem Wetter. Im Angebot waren bei unserem Besuch hausgemachte Casarecce mit Bärlauchpesto, Tomatensauce oder all'arrabiata, Lasagne al forno, gebackene Eglifilets und Rindsbäckchen mit Kartoffel-Gnocchi.

Zum Glück waren wir schon beim Espresso angekommen, als ein kalter Wind aufzog und

sich Wolken vor die Sonne schoben. Die Eglifilets waren ausgesprochen knusprig, ebenso die dazu gereichten Pommes frites. Natürlich muss man in Zeiten, in denen die Möglichkeit, Gäste zu bewirten, vom wechselnden Wetter diktiert wird, damit rechnen, dass die Fische nicht frisch aus dem See, sondern aus dem Tiefkühler kommen – aber in dieser Situation ist das nichts als vernünftig.

Die Casarecce, eingefaltete Nudeln, die man dank ihrem Namen immer selbstgemacht nennen kann, kamen an einer schmackhaften Tomatensauce auf den Tisch, und die Rindsbäckchen waren zart, aber mit etwas gar viel brauner Sauce bedeckt. Die in Butter gewendeten Gnocchi gefielen uns als Beilage. Der Service war rasch und unkompliziert, so dass wir die sonnige Stunde am See sehr genossen haben – bis uns die Kälte zum Weiterfahren zwang.

WEIN/PETER RÜEDI

Nobilitierung des Languedoc

Clos Bagatelle La terre de mon père 2017.
Saint-Chinian, Languedoc. 14,5 %. Fr.25.85;
Cuvée Donnadiou 2019. 13,5 %. Fr. 13.46;
Au fil de soi 2017. 13,5 %. Fr.15.08
Daniel Gazzar, Pully. www.daniel-vins.ch

Ein Wein von einem Produzenten, der sich «Clos Bagatelle» nennt und mit der Fanfare «Parker: 94/100» angekündigt wird, ist ein Knaller. Das Paradox einer «gewichtigen Kleinigkeit» weckt Neugier, auch wenn uns sein Exklusivimporteur belehrt, *bagatelle* könne im Französischen nicht nur Kleinigkeit oder Lappalie bedeuten, sondern auch Liebschaft. Und auch wenn Parker-Punkte keineswegs mehr von Robert Parker vergeben werden, sondern von den Mitarbeitern des Portals *Wine Advocate*. Das führt den Namen des «world's most famous wine critic» noch immer im Titel (*Robert Parker Wine Advocate*), ist aber längst nicht mehr in dessen Besitz, sondern gehört heute dem «Guide Michelin» (s. meine Kolumne in *Weltwoche* Nr. 14/21, wo allerdings irrtümlich von Gault & Millau die Rede war – ich entschuldige mich). Chefredaktorin ist seit 2013 Lisa Perrotti-Brown MW, und sie



zählt auf ein nach mehreren prominenten Abgängen nach wie vor kompetentes Team von Testern. Zu dem gehört seit 2017 Joe Czerwinski, jahrelang Mitarbeiter beim *Wine Enthusiast* (einem amerikanischen Konkurrenzmagazin zum *Advocate*). Er ist ein Kenner australischer und neuseeländischer Weine und ein Spezialist für beide Enden der französischen Rhone, Süd wie Nord.

Czerwinski ist es, von dem die 94/100-Parker-Punkte für den Bagatelle 2017 stammen. Er hat eine Leidenschaft für eher etwas unterschätzte und folglich günstige Weine (an der nördlichen Rhone etwa die aus Saint-Joseph und Crozes-Hermitage). Damit auch die aus dem nach wie vor etwas an der Hypothek seiner Massenwein-Vergangenheit leidenden Languedoc. Von dort stammt

dieser Bagatelle, aus der Appellation Saint-Chinian, etwa zwanzig Kilometer nördlich von Narbonne gelegen; und zweifellos ist die Domaine, ganz abgesehen von Czerwinskis Enthusiasmus für die Unterschätzten, ein erstaunlicher Familienbetrieb mit einer Vergangenheit bis zurück ins 17. Jahrhundert. Mit sechzig Hektar keine Bagatelle, heute geführt von Christine Deleuze-Simon. Auch das hat Tradition. Seit dem letzten Jahrhundert herrscht auf dem Betrieb Mutterrecht: Er wird jeweils nicht vom Vater auf den Sohn, sondern von der Mutter auf die Tochter vererbt. Dennoch heisst diese lange, mächtig fruchtbare Cuvée (Pflaumen, Blaubeeren, Noten von Lakritz und Pfeffer) «La terre de mon père». Sie ist achtzehn Monate in neuer französischer Eiche ausgebaut worden und wirkt dennoch nicht überholt; komponiert aus Syrah (50%), Mourvèdre (40%) und etwas Grenache, ist sie kein Leichtgewicht, aber trotz 14,5 Prozent Alkohol schön balanciert und beschwingt. Tolles Preis-Genuss-Verhältnis (gilt natürlich ebenso für die kleinen Geschwister, die Cuvée Donnadiou und den Au fil de soi).

Reisen in die Zukunft

Die neue Mercedes-S-Klasse ist ein faszinierendes Statement zum Stand der Automobiltechnik und ein sinnliches Erlebnis.



Über die Zukunft des Autos wird viel gesprochen, geschrieben – und vorgeschrieben. Viele Politiker und Experten sind überzeugt, dass Elektrofahrzeuge die individuelle Mobilität von morgen prägen werden. Aber über die Art des Antriebs hinaus entwickelt sich die Automobiltechnik hin zu Smartcars, die uns Fahrern das Leben immer schöner, angenehmer und einfacher machen.

Der vorläufige Höhepunkt dieser begrüßenswerten Entwicklung ist mit der neuen S-Klasse von Mercedes-Benz erreicht. Kürzlich stand mir für die je vier Stunden Fahrt zu einem Termin in Deutschland und wieder zurück die neue S-500-4Matic-Limousine zur Verfügung – und es war eine der entspanntesten Autoreisen meines Lebens.

Ausserlich ist die neue S-Klasse fast schon aufreizend zurückhaltend gezeichnet: Mit ihren schmalen Frontleuchten und dem grossen Grill hat man zwar moderne Design-Elemente aufgenommen, aber die Mercedes-Ikone strahlt eine Art von nobler Zurückhaltung aus. Das ändert sich, wenn man seinen Platz hinter dem Lenkrad einnimmt, auch wenn natürlich viele Fahrgäste der S-Klasse das Auto meistens aus der Perspektive des bequemen Sessels hinten rechts sehen.

Als bekennender Selberfahrer richte ich mich allerdings vorne links gemütlich ein, und was einem in dieser Luxuslimousine an Möglichkeiten geboten wird, ist schon erstaunlich. Die Sitze allein sind in weiches Leder gekleidete Technikwunder mit bis zu neunzehn Motoren für die individuelle Einstellung; sie können natürlich kühlen, wärmen und massieren.

Dass sich Fahrzeuge gut für hochstehende Audiosysteme eignen, haben die Hersteller längst verstanden. In der Kooperation mit dem Berliner Hi-Fi-Anbieter Burmester geht Mercedes einen Schritt weiter: Das Highend-4D-Surround-Soundsystem verfügt zusätzlich zu den 31 Lautsprechern mit 1750 Watt Leistung über sogenannte Exciter – Körperschallwandler, welche die Musik über die Sitze physisch wahrnehmbar machen. Wenn also die aus poliertem Aluminium gefrästen und beleuchteten Hochtöner in den A-Säulen sich langsam mit aus ihrer Ruhestellung herausdrehen, sind das für musikbegeisterte Autofahrer schon grosse Momente.

Die S-Klasse mit einem souveränen Reihen-6-Zylinder-Benziner und dem federweichen Fahrwerk verfügt über weitere Gadgets wie eine zentrale Anzeige mit zuschaltbarer 3-D-Darstellung oder ein weiterentwickeltes Head-up-Display, das Informationen in erstaunlicher Grösse auf die Strasse zu projizieren scheint. Wenig davon ist zwingend notwendig, aber das ist in dieser Fahrzeugkategorie gerade nicht das Zentralthema. Denn Mercedes bildet in der S-Klasse die Kunst des Machbaren in der Automobiltechnik ab und macht das Fahren in einer Limousine zu einem sinnlichen, faszinierenden Erlebnis, das in dieser Form einzigartig ist.

Mercedes-Benz S 500 4Matic

Motor/Antrieb: Reihen-6-Zylinder-Turbobenziner, Allradantrieb, 9-Gang-Automatikgetriebe, 48-V-Mildhybrid; **Leistung:** 435 PS / 320 kW; **Hubraum:** 2999 ccm; **max. Drehmoment:** 520 Nm bei 1800–5500 U/min; **Verbrauch (NEFZ):** 8,4–7,8 l / 100 km; **Beschleunigung (0–100 km/h):** 4,9 sec; **Höchstgeschwindigkeit:** 250 km/h; **Preis:** Fr. 144 600.–, **Testauto:** Fr. 192 797.–



OBJEKT DER WOCHEN

Die Pracht der Prärielilie

Camassia leichtlinii
Derzeit blühend

Trotz ihrer reizenden Schönheit fristet die *Camassia leichtlinii* oder Prärielilie, wie sie auf Deutsch heisst, hierzulande ein sprichwörtliches Schattendasein. Sie ist wenig bekannt, obwohl sie winterhart ist und ihre Blütezeit die ideale Brücke schlägt zwischen jener der Tulpen und Rosen. Also genau jetzt.

Am schönsten kommen die siebzig bis neunzig Zentimeter hohen Prärielilien in Gruppen zur Geltung. Sie gedeihen an der Sonne im Staudenbeet, an halbschattigen, hellen Plätzen, am Waldrand oder auch auf Wiesen.

Die *Camassia* stammt aus dem östlichen Nordamerika und gehört zur Familie der Spargelgewächse. Durch Vermischung kann sich die Pflanze auch in der Schweiz selbst vermehren. Es heisst, die Indianer hätten die Knolle gekocht und gegessen. Während 24 bis 30 Stunden gegart und stundenlang leicht gegrillt, entfalte sie eine Süsse und werde zur exotischen Delikatesse, schrieb die *Bauernzeitung*.

Falls Sie zur grossen Mehrheit von Leuten gehören, die das seltene Agavengewächs im Herbst nicht angepflanzt hat und somit nicht in den Genuss seiner blühenden Pracht kommt, haben Sie derzeit die Möglichkeit, die *Camassia leichtlinii* im Botanischen Garten der Universität Zürich zu bestaunen. Sie finden sie in der Gräserabatte vor dem Savannenhaus.

Informationen: bg.uzh.ch

Benjamin Bögli

Bezaubernder Schock

Melancholie ist etwas, das, sobald man es benennt, schon nicht mehr das ist, was es ist», schreibt László F. Földényi in seinem «Lob der Melancholie». Eine solch rätselhafte Botschaft transportiert die Installation «Life» von Olafur Eliasson, die derzeit in der Fondation Beyeler in Riehen zu bewundern ist. Der Künstler verzichtet auf jegliche Erklärungen zum Werk. Grosse Kunstwerke zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich einbrennen, man sich aber gleichzeitig nicht an ihnen sattsehen, satt-hören oder sattlesen kann. Ein solches Kunstwerk ist «Life». Am Gebäudeteil des Baus von Renzo Piano, wo sonst die Seerosen von Claude Monet ausgestellt sind, wurde die Glasfassade entfernt und die Räume mit leuchtgrün eingefärbtem Wasser aus dem davorliegenden Teich geflutet. Man fühlt sich bezaubernd geschockt, einer Art apokalyptischer Poesie ausgesetzt. Eliasson gelingt der Spagat, tiefsinnig und dennoch *instagrammable* zu sein – und die Betrachter dafür zu begeistern, die sozialen Medien mit dieser Kunst zu fluten.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



An grosser Kunst kann man sich nicht sattsehen: «Life» in der Fondation Beyeler.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

«Ich würde gerne Geld spenden, um Gutes zu tun. Wie weiss ich, dass eine Organisation vertrauenswürdig ist?» U. B., Jona

Sie wollen Geld spenden, um Gutes zu tun. Sind denn die anderen Ausgaben, die Sie im Leben tätigen, etwas Schlechtes?

Weil man normalerweise nur für Gutes gutes Geld ausgibt, ist die Gefahr gross, dass der Verkäufer einer Leistung etwas als gut darstellt, um Geld zu bekommen. Das haben auch Hilfsorganisationen herausgefunden. Sie verkünden regelmässig, dass sie für einen guten Zweck Geld sammeln. Aber tun sie auch, was sie versprechen? Vorsicht ist am Platz. Seien Sie kritisch. Oft stellt man fest – meist zu spät –, dass man etwas unterstützt hat, was nicht dem vermeintlichen Zweck entspricht. Also, es lohnt sich – wie überall, wo Sie Geld aus-



geben –, auch beim Spenden für einen sogenannten guten Zweck genau hinzusehen. Sonst könnte es Ihnen passieren, dass Sie damit plötzlich etwas Schlechtes unterstützen, weil es gut ausgesehen hat.

Das führt zur Frage von M. W. aus Freimettigen: «Wie definieren Sie einen guten Menschen?»

Für mich ist ein Mensch dann gut, wenn er das macht, was richtig ist, das heisst, wenn

er seine ganze Kraft in einen guten Zweck investiert. Wenn sich zum Beispiel ein Unternehmer voll und ganz auf sein Unternehmen konzentriert, die Eltern auf die Kinder ihrer Familien, ein Lehrer auf den Lernerfolg seiner Schüler, ein Mitarbeiter voll und ganz auf die Erfüllung seines Auftrages, der Pöstler darauf, dass seine Kunden die Post rechtzeitig und einwandfrei erhalten. Das sind gute Menschen – alles Menschen, die etwas tun, gerade weil sie nicht Gutmenschen sein wollen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Florian Schmidt-Gabain

Der Anwalt und Kunstkenner Florian Schmidt-Gabain will Präsident des Kunsthauses Zürich werden. Davon, dass seine Ideen nicht allen gefallen, lässt er sich nicht beeindrucken.

Die Erinnerung daran, wie er eine riesige Leinwand über die Champs-Élysées trug, ringt ihm heute noch ein Lächeln ab. Florian Schmidt-Gabain arbeitete damals in Paris bei einem Auktionshaus, war zuständig für eine ganze Bandbreite von Aufgaben – eben auch für den Transport. Und wenn es sein musste, wenn der Kofferraum des Autos zu klein und die Zeit knapp war, packte er selber mit an.

Ohnehin ist er einer, der gerne aktiv und flexibel ist, einer, der schon ziemlich rumkam. Vor Paris war er der Doktorarbeit wegen jeweils ein Jahr in London und Florenz. Denn er studierte Recht, ist Anwalt bei der Zürcher Kanzlei Nobel & Hug, besuchte nebenbei Kunstgeschichtsvorlesungen und will nun, dieser Umstand hat uns an diesem windigen Frühlingstag zusammengeführt, Präsident des Kunsthauses Zürich werden. Das ist insofern eine kleine Sensation, als dass es nicht üblich ist, um das Amt zu kämpfen.

Bisher war es jahrzehntelang in denselben Händen, und niemand hat damit gerechnet, dass die als Nachfolgerin von Walter Kielholz vorgesehene Anne Keller herausgefordert wird. Wirklich demokratisch wirkte diese interne Weitergabe nicht, was Schmidt-Gabain störte. «Es weiss eigentlich fast niemand, dass sich jedes Mitglied mit der Unterstützung von mindestens zwanzig weiteren Mitgliedern bewerben kann, und ich habe das auch nur rausgefunden, weil ich mal aus einer Berufskrankheit heraus die Statuten gelesen habe.»

Böse Geister

Weil ihm das Kunsthaus Zürich am Herzen liegt, wollte er ein Zeichen setzen, Keller herausfordern und die Entscheidung über das Präsidentenamt (alle drei Jahre wird neu gewählt – ohne Amtszeitbeschränkung) den über 19 000 Mitgliedern der Zürcher Kunstgesellschaft überlassen. Seine Bewerbung enthält einige neue Ideen. Das Gastronomiekonzept will er ausbauen, es stärker mit dem Kunsthaus ver-

binden, die vielen Kunstwerke, die in irgendwelchen Lagerhallen Staub fangen, möchte er zur privaten Vermietung freigeben und so den Dialog zwischen Kunstwerken und Mensch wieder stärker ermöglichen. Auch die Social-Media-Plattformen möchte er etwas mehr pushen, den Zeitgeist nicht verpassen.

So viel Enthusiasmus ist in der eher bewegungsscheuen Szene aber nicht nur gern



Kandidatur mit neuen Ideen: Schmidt-Gabain.

gesehen. «Vom Hörensagen weiss ich schon, dass es Leute gibt, die meine Kandidatur mit erhobenen Augenbrauen kommentieren, und manche sagen: Du bist ungeeignet, bist zu jung und hast zu wenig Verbindungen in die Hochfinanz.» Wie er das so erzählt, scheint ihn der Widerstand aber nicht aus der Ruhe zu bringen. Wer etwas ändern will, stösst wohl immer auf böse Geister, und die nimmt man am besten nicht zu ernst.

Der Wind wird stärker, wir trinken aus und wechseln in ein Sitzungszimmer in der Kanzlei, in welcher Schmidt-Gabain seit gut zehn Jahren arbeitet. Eigentlich kommt er aus Biel, aber es zog ihn früh nach Zürich, wo er mit seiner Freundin, die bei den Grünliberalen aktiv ist, wohnt. Aus der Politik hält er sich aber lieber raus: «Das Problem in der Politik besteht für mich darin, dass einem oft wenig Zeit und Platz zur Verfügung steht, um differenziert zu argumentieren. Und bei so etwas wie dem Kunsthaus-Präsidium hat man mehr Zeit, um sich die Dinge gut zu überlegen und Alternativen durchzuspielen.»

Modische Stilsicherheit

Schmidt-Gabain formuliert präzise und überlegt, aber es gelingt ihm dennoch, nicht bieder zu wirken. Vielleicht liegt es am Anzug mit Karomuster (die NZZ lobte seine modische Stilsicherheit) oder an dem charmanten Lachen, das ihm regelmässig über die Lippen kommt. Auch nach gut zwei Stunden Gespräch flacht dieser Eindruck nicht ab, vielmehr wirkt es so, als ob man, selbst wenn man ihm als kritischer Journalist entgegentreten will, ihm umso mehr verfällt, je länger man ihm zuhört.

Ihn interessiert nicht nur die bildende Kunst, er liest auch viel und gerne. «Eurotrash» von Christian Kracht habe ihm jüngst gefallen, auch Lukas Bärfuss mag er, die beiden sind sich im Kontext der Max-Frisch-Stiftung begegnet. Es gäbe noch viel zu erzählen, von dem Bild des japanischen Künstlers On Kawara, das hinter seinem Schreibtisch hängt, eine kleine schwarze Leinwand, auf welcher in Weiss «24Dec.2006» steht. Ihm gefalle der Gedanke, dass hier das Werk eines bestimmten Tages im Leben des Künstlers hänge, meint Schmidt-Gabain, die Augen auf die schwarze Leinwand gerichtet, und schweigt eine geraume Weile. Schlussendlich geht es ja genau darum, nämlich um die Kunst.

Anton Beck

Cancel Culture bei Playmobil

Spielzeug ist ein Spiegel der Kultur. Veränderten sich die Figuren früher jahrzehntelang nicht, müssen die Hersteller heute ihr Sortiment oft innert Stunden dem Zeitgeist anpassen.

Claude Cueni

Spiel- und Actionfiguren spiegeln den Zeitgeist. Bereits in der Steinzeit gab es figürliche Darstellungen aus Holz, Lehm, Knochen, Ton oder Stein, wobei man sich bei einzelnen Objekten nicht einig ist, ob es sich um kultische Objekte oder Spielzeug handelt.

Im Mittelalter wurden Spielfiguren geschlechtsspezifischer und dienten auch dazu, die Kinder der Adligen auf ihre spätere Rolle vorzubereiten: Buben erhielten Ritterfiguren, Mädchen Puppen. Die meisten Kinder mussten jedoch mit dem spielen, was die Natur hergab. In weiten Teilen der Welt ist das immer noch so.

Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) wurden Zinnsoldaten aus Weissmetall populär, und mit dem Aufkommen des Bürgertums entstanden die ersten Werkstätten, die für den Nachwuchs des neuen Mittelstandes produzierten.

Winnetou statt Hitler

Um 1900 bastelten Otto und Max Hauser Spielzeugsoldaten aus Sägemehl und Leim und verstärkten sie innen mit einem Draht. Was im Kinderzimmer Spiel war, wurde für Max Realität. Er fiel 1915 als deutscher Soldat an der Westfront. Sein Bruder Otto machte alleine weiter und produzierte in den 1930er Jahren drei Millionen Elastolin-Figuren jährlich.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges besetzten Hitler und Co. die Vitrinen in den Spielzeuggläden, sie hatten fein modellierbare Köpfe aus Porzellan, um den Erkennungswert zu steigern. Nach Kriegsende wurden die kleinen Goebbels und Mussolinis aus den Regalen verbannt, mancher SS-Scherge fiel zu Hause diskret Mamas Staubsauger zum Opfer.

Nazis, das waren die andern gewesen. Otto Hauser zog der Wehrmacht die Porzellan Köpfe wie der Zahnarzt die Weisheitszähne. Er ersetzte sie durch neutrale Häupter. Die Kleider wurden mit den Farben von Schweizer Armeuniformen übermalt, und Hauser widmete sich unverfänglichen Themen: Winnetou statt Hitler.

In den 1970er Jahren produzierten Hersteller wie Hauser Elastolin-, Britains-, Starlux-,

Timpo-, Marx- und Airfix-Plastikfiguren aus allen Epochen, vom keltischen Druiden bis zum Zulu-Krieger. Doch als die US-Armee die ersten Napalmbomben über Vietnam abwarf und Millionen gegen den Krieg protestierten, kam erneut Mutters Staubsauger zum Einsatz. Nur Farmtiere überlebten.

Erst viel später gelang den kleinen Buffalo Bills und Ivanhoes eine digitale Auferstehung. Der Wilde Westen wurde ins Weltall gebeamt, und Roboter waren die neuen Ritter.

Zuvor hatte 1973 die Ölkrise die Weltwirtschaft erschüttert. Die Preise für Kunststoffe explodierten, und Horst Brandstätter (1933–2015), der Urenkel von Playmobil-Gründer Andreas Brandstätter, stand am finanziellen

Um der Rassismuskeule zu entfliehen, ersetzte man den weissen durch einen schwarzen Zahnarzt.

Abgrund. Bisher hatte er Kindermöbel aus Kunststoff hergestellt. Was nun?

Wenn der Markt die Karten neu mischt, erkennt man den wahren Unternehmer. Brandstätter zauderte nicht, wie wir das von schöngestigen Politikern gewohnt sind, er überzeugte durch die Kraft des Handelns und akzeptierte die veränderte Situation als neue Normalität. Die Krise zwang ihn zu mehr Kreativität.



Hatte er bis anhin auf grossflächige Kunststoffartikel gesetzt, entschied er sich nun für kleine Spielfiguren, die kaum Kunststoff benötigten. Er gab seinem Entwicklungsleiter, Hans Beck (1929–2009), einem gelernten Tischler, der als Neunzehnjähriger aus der sowjetischen Besatzungszone in den Westen geflüchtet war, den Auftrag, ein Spielkonzept zu entwickeln, das man laufend ausbauen konnte. Beck winkte die Chance seines Lebens.

Mit dem Erfolg kam der Ärger

Bereits als Jugendlicher hatte er für seine Geschwister Modellbauten und kleine Spielzeuge hergestellt, nun konnte er seine Leidenschaft zum Beruf machen. Er entwickelte einen kleinen Bauarbeiter mit Babyface. 1974 präsentierten Brandstätter und Beck anlässlich der Nürnberger Spielwarenmesse Figurengruppen von Bauarbeitern, Rittern und niedlichen Indianern. Der enorme Erfolg rettete Brandstätter vor dem Konkurs.

1976 folgten weibliche Figuren, ab 1981 Kinder und Babys, später Tiere, Bauten, Autos und Eisenbahnen. Der Vollblutunternehmer Brandstätter und der wortkarge Beck waren ein perfektes Duo, der eine ein begnadeter Verkäufer und Macher, der andere der verspielte Kreative.

Die beiden legten den Grundstein für die Neuausrichtung einer Firma, die heute mit einer Jahresproduktion von über hundert Millionen Playmobil-Figuren mehr als eine halbe Milliarde Umsatz generiert und weltweit knapp 5000 Menschen beschäftigt: Mittlerweile tummeln sich über 2,8 Milliarden dieser abstrakten Figuren in Kinderzimmern, Sandkästen und Staubsaugersäcken.

Mit dem Erfolg kam der Ärger. Gleich mit der ersten Figur, einem Bauarbeiter. Beck hatte ihm eine Bierkiste in den Schubkarren gelegt, weil Bauarbeiter im Sommer gerne ihren Durst mit einem Bier löschen. So viel Realität wollten einige Freizeitpädagogen den Kinderaugen ersparen. Brandstätter gab nach. Die Playmobil-Welt wurde zur alkoholfreien Zone.

Bald darauf erregte das Playmobil-Set mit der Flughafen-Sicherheitskontrolle den Un-



Multikulti auch hier.

mit amerikanischer Eltern. Die Szene mit bewaffneten Flughafenpolizisten, Metall-detektor und Röntgenmaschine verhindere angeblich, dass Kinder den staatlichen Sicherheitsapparat hinterfragen. Was Kinder bei jedem Ferienflug erleben, sollte ihnen zu Hause erspart bleiben.

Die *New York Times* bot den Entrüsteten eine Plattform, um den deutschen Spielzeughersteller in die Knie zu zwingen. Obwohl den US-Kids die Figuren viel zu brav sind und die USA deshalb nie ein starker Absatzmarkt waren, nahm Playmobil das Set aus dem Handel.

Jedes Nachgeben ermuntert Nachahmer zum nächsten Shitstorm. So auch eine Mutter aus Kalifornien. Sie stellte mit Entsetzen fest, dass im Piraten-Set ihrer Kinder nebst Papageien, Säbel und Augenklappe auch ein winzig kleiner silbergrauer Ring beigelegt war, den man gemäss Booklet an den Hals eines dunkelhäutigen Seeräubers stecken konnte.

Die schockierte Mutter hätte das Teil in den Müll werfen oder sich mit der karibischen Sklavenrepublik des 17. Jahrhunderts befassen können. Damals kaperten Piraten zahlreiche Sklavenschiffe, nahmen den Unglücklichen die Halsringe ab und boten ihnen die Chance, sich ihnen als gleichberechtigte Piraten anzuschliessen. Somit konnten Kinder mit dem Set Sklavenbefreiung spielen.

Hätten sie können. Denn die geschichtslose Mutter fand eine neue Lebensaufgabe und schwang die beliebte Rassismuskeule. Das Unternehmen erklärte, auf der Verpackung zeige man unmissverständlich, dass der Sklave kein Gefangener sei, sondern ein normales Mitglied der Crew. Niemand wollte es hören, der «Sklavenkragen» verschwand aus dem Sortiment.

Hans Becks Grundsatz war stets: «Kein Horror, keine vordergründige Gewalt, keine kurzfristigen Trends». Nach fünfzig Jahren waren diese Vorgaben kaum noch durchsetzbar. Der Markt verlangte nach neuen, trendigen Themen. Dinosaurier, Drachen und Geisterschlösser säumten nun die Verkaufsregale; Polizisten wurden hochgerüstet, Piraten feuerten aus Kanonen, römische Legionäre formierten sich zur Schlacht. Der Zeitgeist gebar kurzfristige Trends, und das Aufspüren von politisch unkorrekten Spielfiguren erreichte die Attraktivität von Gesellschaftsspielen.

Als Nächstes brachten sich Tierschützer ins Rampenlicht und verlangten die Befreiung des Tanzbären aus dem Mittelalter-Set. Tierdarbietungen gehörten früher zu jedem Mittelaltermarkt wie heute Riesenräder zu Jahrmärkten. Erneut wollte eine geschichtslose Minderheit einem Spielzeughersteller vorschreiben, wie realistisch seine Themenwelten sein dürfen. Playmobil, bereits erprobt im Kniefall, dislozierte die Tanzbären in das Zoo-Set.

Die nächste Kritik betraf die Gleichstellung von Mann und Frau in der Playmobil-Welt. Vielleicht wollte das Unternehmen mit der weiblichen Räuberin im Bankräuber-Set dem Stereotyp des sanften weiblichen Wesens entgegenwirken.

Jeder Shitstorm hat ein Verfalldatum

Was gut gemeint war, wurde als «positiver Sexismus» angeprangert. Dabei hatte Playmobil die Bankräuberin als Identifikationsfigur für Kinder entwickelt, die nicht immer brav sein wollten, Pippi Langstrumpf auf der schiefen Bahn. Das Experten-Magazin *Der Spiegel* belehrte Playmobil, dass nur fünf Prozent aller Banküberfälle von Frauen verübt würden.

Jetzt wurde mehr Realität gefordert. Hätte sich Playmobil nach realen Statistiken gerichtet und einen bärtigen Mann aus dem Nahen oder Mittleren Osten mit Kalaschnikow produziert, hätten die Spiegel-Inquisitoren wahrscheinlich weniger Realität gefordert.

Ob eine Figur genehm ist oder nicht, entscheidet nicht eine bornierte Minderheit, die sich Firmenbashing zum Hobby gemacht hat, sondern die Käufer beziehungsweise ihre Kinder. Am beliebtesten sind die verschiedenen Polizei-Sets, kaum gefragt sind hingegen Wintersportarten.

Mittlerweile setzt Playmobil auf Multikulti. In allen Themenwelten sehen wir schwarze, braune und weisse Menschen. Das macht durchaus Sinn, werden die Figuren doch in über hundert Ländern verkauft. Um der inflatorisch missbrauchten Rassismuskeule zu entfliehen, ersetzte man nachträglich auch den weissen Zahnarzt (Artikel 6662) durch einen schwarzen Zahnarzt (Artikel 70 198).

Dauerte es früher Jahre, bis gesellschaftliche Veränderungen ihren Niederschlag in der Spielzeugproduktion fanden, werden Spielzeughersteller heute innert Stunden gezwungen, ihr Sortiment dem flüchtigen Zeitgeist anzupassen. Sie sollten widerstehen. Jeder Shitstorm hat ein Verfalldatum. Nicht selten fördert er sogar den Absatz der beanstandeten Produkte. Es geht schliesslich nicht um giftige Farbstoffe, sondern um das Gift der Political Correctness. Wer es im Leben allen recht machen will, sollte am Morgen im Bett bleiben.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Soeben ist sein neuer Roman erschienen: *Hotel California. One More Thing: Meine Botschaft an Elodie. Nagel & Kimche. 160 S., Fr. 27.90*

Programmierte Diskriminierung

Der Corona-Impfpass schafft Ungleichheit. Für unsere Gesellschaft ist er ungesund.



Impfzwang? Gibt's nicht! Impfen ist total freiwillig. Aber wenn du keinen Impfpass hast, musst du halt in Zukunft in deinem Wohnzimmer bleiben. Ja, so sieht's vielleicht bald aus, überspitzt gesagt. Es ist ein bisschen wie mit der Meinungsfreiheit: Du darfst sagen, was du willst. Aber je nachdem hat es eben Konsequenzen; Diffamierung, von Events ausgelassen werden oder gar Jobverlust – aber hey, klar kannst du deine Meinung sagen!

Der Corona-Impfpass ist im Anrollen. Menschen sollen damit mehr «Freiheiten» erhalten. Freiheiten durch einen Gesundheitsnachweis? Mir zieht's den Magen zusammen. Früher oder später müssen wir uns entscheiden, ob wir uns gegen Corona impfen wollen oder (noch) nicht. Viele haben sich schon dafür entschieden, und das ist gut so. Covid-19 ist eine gefährliche Krankheit, vor allem für ältere Menschen und Risikogruppen. Auch bei Jüngeren und Gesunden kann es zu schweren Verläufen oder Langzeitfolgen führen, aber die Gefahr ist für sie sehr gering.

Impfen halte ich für eine gute Sache, ich bin gegen alles Mögliche geimpft. Gegen die Grippe nicht; als gesunder Mensch mit starkem Immunsystem sehe ich keinen Bedarf. Aus diesem Grund kann ich es gut nachvollziehen, wenn ein gesunder, junger Mensch für sich keine Notwendigkeit zur Corona-Impfung sieht – obwohl Covid-19 natürlich nicht die Grippe ist. Eine Impfung ist ja immer ein Eingriff in den Körper. Auch wenn Nebenwirkungen hier selten sind; aufgrund der kurzen Testphase können Langzeitfolgen oder Ähnliches derzeit logischerweise noch gar nicht bewertet werden. Und auch das Solidaritätsargument, sich «für die anderen» impfen zu lassen, fällt teilweise weg; trotz Impfung besteht Ansteckungsgefahr, wenn sie auch geringer ist. Eine aktuelle Studie aus Leipzig hat ergeben, dass sich das Virus trotz Impfung noch

in den Rachenschleimhäuten vermehren kann. «Geimpfte können die Infektion daher noch weitergeben, auch wenn sie selbst nichts davon spüren», schreibt der MDR.de am 6. Mai.

Im Gespräch mit Freunden und Bekannten – alles keine radikalen Impfgegner oder verantwortungslose Spinner – sagen viele, falls sie sich impfen lassen, dann nicht aus hundertprozentiger Freiwilligkeit oder wegen des medizinischen Aspekts, sondern wegen des sozialen: damit sie später wieder am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Impfzwang? Gibt's nicht, wird gerne betont. Ja, aber auch wenn es keinen direkten Zwang gibt, so ist dennoch indirekter Impfdruck vorhanden, wenn öffentliche Einrichtungen und/oder private Unternehmen den Corona-Impfpass zur Voraussetzung für den Eintritt machen werden: Restaurants, Kinos, Theater, Fitnessstudios, Hotels, Freizeitparks etc.

Die Impfung ist eine persönliche Abwägung jedes Individuums. Man sollte sie treffen können ohne Druck, ohne moralisierenden oder aggressiven Reaktionen ausgesetzt zu sein. Freie Entscheide in einer liberalen Gesellschaft – sie gelten auch während einer Pandemie. In Realität werden Leute in den sozialen Medien verächtlich gemacht, wenn sie nur schon den Hauch des Arguments pro individuelle Freiheit und kontra Impfpass anführen. Sie gelten rasch als Aussen-seiter, bekommen die Schuld angehängt: Lässt du dich nicht impfen, bist du verantwortlich für Tote! Druck? Keinesfalls!

Den Impfpass halte ich für eine schlechte Idee. Natürlich sollen Geimpfte, Genesene und negativ Getestete so rasch wie möglich zur alten Normalität zurückkehren dürfen. Aber wenn einmal die vulnerablen Gruppen geimpft sind und auch alle, die es möchten, ist mir die Notwendigkeit eines Impfpasses nicht ganz klar.

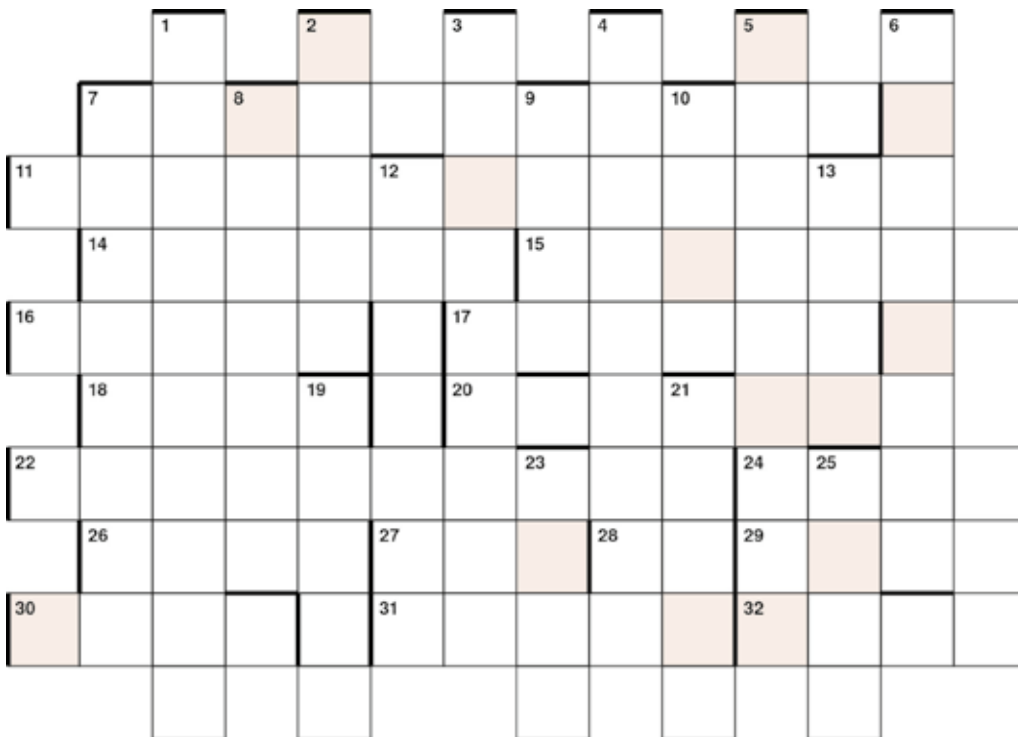
Wen will man dann noch schützen, ausser sich selbst? Und wie man mit seiner Gesundheit umgeht, liegt in der eigenen Verantwortung. Es sagt ja auch keiner, bestimmte Orte sind dir nur zugänglich, wenn du aufhörst zu rauchen, Alkohol zu trinken und dich gesund ernährst.

Der Impfpass teilt die Menschen in Gruppen, er schafft Ungleichheit: Gruppe eins darf gewisse alltägliche Dinge tun, Gruppe zwei nicht, auch wenn viele der Letzteren gar nicht krank sind. Und das soll ernsthaft keine Diskriminierung darstellen? Manche werden nun einwenden, wir impfen uns ja auch für die Ferien in fernen Ländern, wo liegt das Problem? Ja, einen Impfpass für internationale Reisen halte ich auch für sinnvoll. Aber ob einem ohne medizinisches Attest die Safari in Kenia oder im eigenen Land der Besuch beim Lieblingsitaliener, im Theater oder das Shoppen verwehrt wird, ist schon ein Unterschied, auch wenn es sich für manchen Globetrotter vielleicht gleich anfühlt.

Auch die WHO lehnt den Impfpass ab, man habe ernste Bedenken. Unter anderem sei es unsicher, wie lang eine Immunität nach der Impfung anhalte. «Zudem verschärft der Impfpass die Ungleichheit. Wer geimpft ist, bekommt den Pass, wer keine Impfung hat, bekommt keinen», so ein WHO-Experte laut der *Welt* online.

Wenn gesunde Menschen für den Zugang zu bestimmten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens künftig beweisen müssen, dass sie gesund sind, wenn nicht mehr gleiche Rechte für alle gelten, wenn Menschen unter sozialem Druck Dinge tun, die sie eigentlich gar nicht tun wollen – wie wird sich unsere eh schon pandemieverdrossene Gesellschaft mit der Situation schlagen? Und ist das dann... gesund?

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Auf Kneipentour ist jede Haltestelle eine.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 7 Erschreckend explosive «Gewalternative» zum Stethoskop am Bank-schrank. 11 Ein parisischer Pfeil in den Körperteil war des Heros zu Anfang Hin-gang. 14 Von dort drinnen nach hier draussen kommt hier rein. 15 Eine Eigen-schaft, die etwa bestimmt, wie leicht und geschwind etwas Beachtung gewinnt. 16 Selbstverständlich gehört dazu, was wie die Luft dazu gehört. 17 Geschätzt zwis-chen fünf vor und jetzt. 18 Wer bei Draeger oder Hörig aufs Ganze ging, erhielt das Ding für rattenschlechtes Raten. 20 Für vergnügliche Stunden in freundli-chen Runden sorgt der spanische Korb. 22 Also, somit und also somit auch dem-entsprechend entsprechend. 24 Zu sich selbst addiert = idiomatisch kombiniert. 26 Macht sich diese Macht zum Streit bereit, geht der zu weit. 27 Angelegen-heit der Verwaltungseinheit sind auswärtige Angelegenheiten. 28 Was? Wer! Also wer? Fast! 29 Ca. a UK-GmbH. 30 Mit wohnend mit enthalten, an halten anhal-ten. 31 Bietet als Look respektive Spektive einen An- wie einst oder Blick zurück. 32 Eine solche binäre Chimäre im Raum erkennt man, sagt man, am nassen Saum.

Senkrecht — 1 Einfach eine kurze Weile einfachen Verweilens. 2 Der König der Tie-re bei den heutigen Osmanen ist der wahre König der Narnianen. 3 Man trage: Dia-mantring, Regentiefel, Eisenkette, Schärpe, Strümpfe, Cape, Obi und Dreispitz zum Einreihern. 4 Jemand in der Heuriger-Hase-Phase. 5 Ein flächiges, feines Sprü-hen mit mittigem Hünen. 6 Herrlich bukolische Heimat der Hob- und Michelbin-ger. 7 Halb zwei nach sechs, halb zwei vor zwölf und ganz halb sechs hoch zwei. 8 Sie ist geschichtlich hinsichtlich Kultur Italiens Atene. 9 Lassen wir die Katze aus dem Sack: Das sind die mit der Katze im Tank. 10 Ist sie erst gallertig, ist die Farbe noch nicht fertig. 12 Der oberteufliche Engel war anno annus noch die Venus. 13 Sorry, das ist schon abgeschickt. 19 Kratzt man beim Ab- im Schnelligang. 21 Das zweigeteilte Land der Kims, allerdings mit dem Norden und Süden beziehungsweise im Süden und Norden. 23 Voll quasi ein Protokoll kleiner Wichte Gerichte. 25 Was gewissen Gegenständen suffigiert deren schier pathologisches Verwenden suggeriert.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 716



Waagrecht — 4 SCHWITZKASTEN: Sau-nakasten (mit Kopfloch) für eine Person 11 SCHAUSTELLER 14 HOWTO: Kurzan-leitung 15 IAKHAAR 16 NAM: lat. nämlich, uno verbo = mit einem Wort 17 MIT 18 ROTTE 19 DEZIMALPUNKT 22 IE: je ..., desto 23 IOT: [J][ammer] 24 F[EILEN] 26 EIDOTTER: das Gelbe vom Ei (Teil eines T[eil]s) 28 EARTH: engl. Erde, the riddle 29 TASER: Elektroschockpistole, Ana-gramm von «Aster» 30 INNUNG

Senkrecht — 1 SCHONZEIT 2 BALKONI-EN 3 BEMAEHNT 4 (Markt)SCHREIER 5 HAWAII: US-Bundesstaat 6 WUT: auf die Palme gehen = wütend werden 7 ISOMAT-TE 8 ZEITPFEIL 9 KLAR 10 SEHT(!) 12 TOI-LET: engl. Toilette (Anspielung auf Jimmy Riddle = piddle = urinieren), the pun 13 RATTERN 20 MOOS 21 KLAUS(!): klau es! 25 ERN: Flur mit Herd/Küche, bekannt v.a. von fränkischen Bauernhäusern. 27 DAU: Steht für Dümmster Anzuneh-mender User (PEBKAC für Problem Exists Between Keyboard And Chair).

Lösungswort — **SESSELLIFTE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.

MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

JAHRESKALENDER CHRONOGRAPH REF. 5905R

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com